

Nr. 8 | Verlagsort Göttingen | November 1950 | Einzelpreis 0,35 DM | Jahrgang 1

Botschafter a. D. Dr. Herbert von Dirksen:

Heimat und Verteidigung

Das Potsdamer Abkommen, das doch die wankende Einheitsfront der Kriegsalliierten dadurch aufrecht zu erhalten versuchte, daß es sämtliche gegen Deutschland erhobenen Forderungen addierte, hat mit ganz klaren Worten das Schicksal des Deutschen Ostens bis zum Abschluß eines Friedensvertrages in der Schwebe gelassen und keine vollendeten Tatsachen zugunsten der Sowjetunion geschaffen.

Es steht fest:

1) **daß Polen die Gebiete ostwärts der Oder-Neiße-Linie nur in verwaltungsmäßiger Hinsicht erhalten hat;**

2) **daß die im Potsdamer Abkommen vorgesehene Umsiedlung sich nur auf die Deutschen in Polen, also auf Gebiete jenseits der Reichsgrenzen von 1937 bezog;**

3) **daß diese Umsiedlung ordnungsmäßig auf humane Weise auszuführen war.**

Soviel Bestimmungen, soviel Vertragsbrüche von polnischer und russischer Seite.

Je mehr mit fortschreitender Zeit diese Vertragsbrüche der Weltöffentlichkeit bekannt wurden, desto mehr setzten sich die westlichen Alliierten von dem Standpunkt des Ostblocks ab und behielten sich hinsichtlich der Grenzziehung im Osten völlig freie Hand vor. Erklärungen dieses Inhalts wurden vom amerikanischen Außenminister Byrnes in seiner Stuttgarter Rede am 5. September 1946 und von den Außenministern Bevin und Marshall auf den Konferenzen von Moskau und London abgegeben. Ganz klar formulierte Bevin diesen Gedanken schon im Oktober 1945 in einer Unterhausrede: „Die Politik der gegenwärtigen polnischen Verwaltung in den früheren deutschen Gebieten wird die britische Haltung zur endgültigen territorialen Regelung bestimmen." Noch deutlicher sprach sich Bevin ein Jahr später, am 22. Oktober 1946, aus, bevor er zur Moskauer Konferenz abfuhr: „Die britische Regierung sieht nicht ein, warum sie die Abtretung dieser gewaltigen Gebiete an Polen schließlich ratifizieren soll, ehe sie überzeugt ist, daß die gegebenen Zusicherungen auch vollkommen durchgeführt werden. W i r w ü n s c h e n n i c h t, d a ß e s e i n e W i l d n i s w i r d, v o n d e r d i e D e u t s c h e n a u s g e s c h l o s s e n s i n d, d i e a b e r d i e P o l e n n i c h t i n d e r L a g e s i n d, z u b e v ö l k e r n."

Mit der gleichen Klarheit trat auf der Moskauer Konferenz Außenminister Marshall dem sowjetischen Außenminister Molotow entgegen: „Herrn Molotows Erklärung, daß die Grenzen zwischen Polen und Deutschland endgültig feststehen, steht in direktem Widerspruch sowohl zu der Ansicht der amerikanischen Delegation, als auch zu den Erklärungen, die mir der Präsident der Vereinigten Staaten gab, als er mich zu dieser Konferenz entsandte."

Mit den Feststellungen der beiden Außenminister bezüglich der Oder-Neiße-Linie war bereits eine neue Phase eingeleitet worden: die Phase des Revisionismus. Über die Forderung hinausgehend, daß die Grenzfrage bis zur Friedenskonferenz offen bleiben müsse, stellten sowohl der amerikanischen wie der britische Außenminister Richtlinien auf, nach welchen Gesichtspunkten wenigstens Teile der Gebiete jenseits der Oder und Neiße an Deutschland zurückgegeben werden sollten. Teile des Deutschen Ostens wollte Marshall zwar den Polen als Entschädigung zusprechen, aber er wies doch schon eindringlich auf die Folgen der Abtretung der deutschen Ostgebiete auf die deutsche Nahrungsmittelversorgung hin. Er sah die Gefahr voraus, daß „Deutschland ein **e i n z i g e s ü b e r f ü l l t e s E l e n d s q u a r t i e r i n m i t t e n E u r o p a s b i l d e n könne.**"

Auch Bevin befürwortete nachdrücklich, daß Deutschland ein größeres Ackerbaugebiet erhalten müsse. Er bezog sich dabei auf das Gebiet zwischen der Lausitzer und Glatzer Neiße. Er schlug für das schlesische Industriegebiet den gleichen Status wie für das Saargebiet vor. Im Norden sollten die Gebiete zwischen Stettin und der alten deutschen Ostgrenze, also bis zum ehemaligen Korridor, an Deutschland zurückgegeben werden.

S o w e i t waren die angelsächsischen Außenminister in Bezug auf die Revision der Oder-Neiße-Grenze schon gekommen, und zwar im Jahre 1947. Aber seitdem ist Stille eingetreten. Polen und Russen häuften Vertragsbruch auf Vertragsbruch; der gesamte deutsche Osten wurde für „ewige Zeiten" Polen einverleibt. Aber die Westmächte begnügten sich mit einem Abrücken von dieser Gewaltlösung. Ein **p o s i t i v e s P r o g r a m m**, für welche Ziehung der ostdeutschen Grenzen sie einträten, setzten sie den östlichen Provokationen n i c h t entgegen. Mit nicht zu überbietender Deutlichkeit bekannten sich die Deutschen — und zwar am nachdrücklichsten die der größten Gefahr ausgesetzten Deutschen für den Westen: während der Berliner Blockade, bei den Landtagswahlen in Rheinland-Westfalen und Schleswig-Holstein. Immer dringender werden die Appelle aus den Ländern des Westens, daß Deutschland auch zu seiner Verteidigung beitragen müsse. A b e r a u f d i e F r a g e : w a s f ü r D e u t s c h l a n d v e r t e i d i g t w e r d e n s o l l e , i s t v o n a m t l i c h e r S e i t e d e r W e s t m ä c h t e k e i n e A n t w o r t g e g e b e n w o r d e n.

Dem sowjetischen Programm einer Gestaltung des osteuropäischen Raumes sollte eine w e s t l i c h e K o n z e p t i o n entgegengestellt werden. Eine Erfüllung der deutschen Forderungen auf Heimat für seine Vertriebenen würde u n g e h e u r e Energien im deutschen Volke, insbesondere unter den Heimatvertriebenen, auslösen und auch weiten Kreisen jenseits des Eisernen Vorhangs, die jetzt noch an die Allmacht Moskaus glauben, die Augen öffnen.



Frische Nehrung: Narmeln — *Liselotte Popp*

Von der Angst in der Zeit

Zu dem Buch von E. Wiechert: Missa sine nomine

In der Welt habt Ihr Angst ...

Es ist als sei in diesen Zeiten Jesus Christus von neuem unter die Menschen gegangen. Zumeist freilich wird er nicht gesehen, auch nicht immer in den Kirchen. Ernst Wiechert sah ihn und kündet von ihm in dem letzten Buch, das er schrieb. Denn dieses Buch von der Missa ist ein christliches Buch, wenn es auch kein kirchliches ist, wenn auch die tragende Gestalt des Buches sich nicht als „gläubig" im Sinne einer Konfession bekennt. Und doch handelt dieses Buch, das die S u m m e des Denkens, Gestaltens und Schaffens Ernst Wiecherts enthält, das alle Themen, die er je in seinem reichen Leben anschlug, in eine großartige Einheit zusammenfaßt, manches bislang Unerklärliche in einer hohen Harmonie erlöst — und doch handelt dieses Buch von der ersten bis zur letzten Seite von dem Frommsein des Menschen, von dem Frommsein, welches das Leben bedeutet. Dieses Leben aber entsteht aus dem Erlebnis der Flüchtlinge. Namenloses Geschick gestaltet sich zu einem Opfer, dieses Leben wird zu einer Missa.

Ein Drama enthüllt dieses Buch, das ein Mensch aus dem deutschen Osten schrieb, ja das n u r ein Mensch aus dem deutschen Osten schreiben konnte, der sich seines Geschickes tief im Innern bewußt ist, aber der auch erfüllt ist von seinem hohen Auftrag, von dem er hier der Menschheit Rechnung ablegt.

Es ist als ob der Ostpreuße Wiechert, wenn er auch das ostpreußische Geschick nicht unmittelbar erlebte, in diesem Buch erst bis in das Letzte des o s t p r e u ß i s c h e n M e n s c h e n t u m s vorgedrungen ist. Nicht nur bedeutet die „Missa" die Erfüllung der Wiechertschen Künstlerschaft, sondern sie enthüllt auch letzte Geheimnisse ostpreußischer Geistesart, die durch die Jahrhunderte durch immer wieder von neuem aus der Tiefe auftauchen, oft in den Notzeiten dieses Landes.

Die Fabel des Romans ist so einfach, daß sie vor dem hohen geistigen Gehalt dieses Werkes zurücktritt. Im Mittelpunkt der Erzählung stehen die Brüder, Freiherrn von Liljecrona, die der Osten vertrieb und die ein neues Leben in der neuen Welt beginnen, wo sie oft nicht verstanden werden. Der eine von ihnen sagt: „Vielleicht kommt es davon, daß wir aus dem Osten sind. Und vielleicht auch davon, daß die Zeit uns angerührt, aber nicht bezwungen hat . . . Dort hinter den großen Strömen ist das Leben anders gegangen, weiter und stiller und in vielem wohl auch primitiver." Auch die Herkunft der Brüder betont ihre Sonderheit. „Der Adel ist dazu erzogen, Achtung vor den Jahrhunderten zu haben. Sie hielten auch noch die alten Gesetze in der Hand. Nicht das Gesetz, daß die Schwachen ausgerottet werden müßten, sondern das alte Gesetz, daß man die Hand über die Schwachen zu halten habe. Aber alle Adligen sind heute wehrlos." Von den drei Brüdern Liljecrona ist Amadeus der ausgezeichnetste. „Ich bin kein Christ", sagt er von sich, und weiß nicht, wie sehr er es ist, wenn er auch selbst seine Tiefe im musikalischen Erleben findet. Das Larghetto des letzten Mozartschen Klavierkonzerts ist ihm Erfüllung dieses Daseins. Vor Mozart gibt es keine Gespenster. „Die Melodie eines der größten Wunder der Erde." Das ist „die Verheißung, daß der Mensch gesegnet war... weil dies überhaupt im Bereich der Menschheit lag." Ist es ein Symbol, daß dieser Bruder Amadeus heißt? Die anderen heißen Erasmus und Ägidius. Der Vater gab ihnen diese Namen „in seiner Ehrfurcht vor einer Zeit, in der sich Gott noch über die Schultern der Schreibenden neigte." Amadeus war langsam auf dem Weg seines Vaters fortgeschritten „nichts zu tun", wie die ordentlichen Leute sagten. Er wußte darum, „daß das Fragen die Welt verdorben hatte, seitdem die Schlange die erste war, die gefragt hat."

In diesem Buch ist viel von der Zeit und von der Angst die Rede, ja die Überwindung dieser Mächte ist vielleicht sein letzter Sinn. Immer wartet der Mensch auf die Zukunft „der mit dem schrecklichen Begriff der Zeit Geschlagene". Es ist die Zeit gemeint, die in

der Gewalt der Menschen lag, die man heraufbeschwor, um die andere Zeit, die „Urzeit“ zu vergessen. Der Pfarrer Wittkopp, der Diener Christoph und der Jude Jacob wissen von ihr. Der Pfarrer, der wohl aus Böhmeschem oder auch Hamannschem Gedankengut lebt, der sich aber zu klein dünkt, ein Häretiker zu sein, denn sie „waren die großen Söhne Gottes, und ich bin nicht groß“. Aber er, wie der Diener und der Jude, finden in dieser „Urzeit“ ihre „stille Sicherheit“. Christoph der Diener, der den jungen Freiherrn schon früh im Stall auf der Futterkiste sitzend von seinem Leben erzählte, das „vom Dienen reich geworden war“. Er gehörte zu „den einfachen Leuten des Ostens, in denen wirklich noch etwas aus den alten Sagen und Märchen, aus der großen Einfachheit des Alten Testaments lebendig war... Das gab ihnen ihre Würde und ihre Sicherheit. Sie waren nicht hochmütig, aber sie waren ohne Zweifel. Ihre Wurzeln waren noch die Wurzeln alter Völker, nicht die Wurzeln junger Philosophie“. Diese Menschen sind es ja letzten Endes, „die immer von vorn anfangen, wenn die Herren der Welt nicht mehr wußten, was sie anfangen oder aufhören sollten“. Christoph sagt: „Ich habe gelernt, daß es gut ist, sich zu schämen“. Er erzählt die Legenden vom Jesuskind „in den Zeiten, als es noch unterwegs war am heiligen Abend, um sich zu erbarmen“.

Von Jacob, dem Juden heißt es, als „wohnte er überall da, wo ein Leid geschehen wäre“. Er hat das tiefste Leid erlebt, die Seinen hat man „verbrannt in den Öfen von Feuer“. Wie Amadeus, der Jahre im Konzentrationslager war, ist ihm der Mensch in seiner furchtbarsten Gestalt entgegengetreten. Für Jacob hatte Leben und Tod das verloren, „was man die Angst verloren genannt hatte“. Er sagt „Ich habe gemacht Platz in meinem Gesicht, und wenn Gott der Gerechte will einkehren, so kann er einkehren oder nicht einkehren, so wie er will“. Die Juden haben nicht verlernt, „Platz zu machen in ihrem Gesicht für den Gott, der ein strenger und eifriger Gott für sie gewesen war ihr Leben lang.“ Haben die Christen es getan? Haben sie den letzten Sinn der Worte Kants begriffen, der von seinem gesamten Werke sagte, er habe das Wissen aufheben müssen, um zum Glauben Platz zu bekommen. Man muß in die Zeiten Lessings zurückgehen, um auf die Gestalt eines jüdischen Menschen zu begegnen, die in ihrem inneren Gehalt diesem Juden Jacob bei Wiechert entspricht. Auch Amadeus betritt den Raum, in dem Jacob lebt, es kam die große „Geborgenheit“ über ihn, das Wunder der Wiedergeburt vollzog sich auch an ihm.

Amadeus fragt den Christoph, ob er Angst habe, und er antwortet: „Meine Augen sind im Glauben, und wer im Glauben ist, hat nicht Angst.“ Aber sie dachten ja nicht alle so. Den meisten „blieb in den Händen nur die Angst vor der Welt“. — „Wo war der Sieg der Herzen in der Welt?“ Nach dem vorigen Krieg? Nach dem jetzigen Krieg? Was taten die Sieger? Sie wußten nicht, wieviele Herzen sie zerrissen hatten. War nur die Angst geblieben? Jene „Angst vor der schrecklichen Einsamkeit des Menschengeschlechts, das die Großmutter und den lieben Gott abgesetzt hat, um statt dessen die Atome zu zertrümmern oder Raketen nach dem Mond zu schießen?“

Alles geht um die Überwindung der Angst, und diese liegt nur im Erbarmen. „Es gibt keine Angst und keine Gefahr mehr für den, der sich erbarmt hat. Niemals!“ Es muß darum gehen, daß die Menschen „ausgezürnt“ hatten, wie die Erde gereinigt war; „das Gras würde wieder auferstehen, die Wurzeln der Erde würden wieder getränkt werden“, auch die Erde hatte „ausgezürnt“. Nicht alle Menschen waren so, „aber diejenigen, die beiseite gegangen, um den Abend zu finden, und mit dem Abend die verlorene Zeit, die lange vergangene uralte Zeit“. So war das „große Geheimnis geschehen, daß aus dem Dunkeln die Helle aufgestiegen war“. Die Auferstehung war Wirklichkeit geworden. „Wenn es gelang, die Angst der Menschen zu besiegen, die Angst vor der schrecklichen Leere, in die das Abendland nun hineintrieb.... auch die schreckliche Angst: die Angst vor den Menschen, dann hatte man das meiste gewonnen, was auf dieser Erde zu gewinnen war.“

Der Freiherr Amadeus, der Flüchtling aus dem Osten, der der schlimmsten Verzerrung des Menschen gegenübergestanden und sich behauptet hatte, war an dies Ziel gelangt, „soweit dies einem Menschen überhaupt vergönnt war“. Ihn schreckte die Zeit nicht mehr. „Die Erde hatte ausgezürnt.“ Er weiß, daß die Zeit der Ordnung wieder kommen wird. „Das Land ohne Angst.“

. . . in der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.

Prof. Götz von Selle

Ostpreußen-Warte

Elchland-Verlag, Göttingen, Obere Karspüle 39, Postfach 522, Postscheckkonto Hannover 25 991, H. K. Wander, Göttingen, Fernruf 3907.

Herausgeber u. verantwortl. Hauptschriftleiter **Hellmuth Kurt Wander.**

Die Ostpreußen-Warte erscheint monatl. einmal. Einzelnummer 35 Pfg., vierteljährlich 1.05 DM. Bestellungen: bei jeder Postanstalt oder beim Verlag. Anzeigenverwaltung: Göttingen, Obere Karspüle 39. Anzeigenpreis für die 46 mm breite Millimeterzeile 30 Pfg., für Familienanzeigen 20 Pfg. — Bei Nichtbelieferung ohne Verschulden des Verlages in Fällen höherer Gewalt kein Entschädigungsanspruch.

Druck: Bohrßen & Co., GmbH., Göttingen.

Ostdeutsche Ausstellung in Berlin

Das Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen und der Magistrat von Groß-Berlin veranstalten mit den Verbänden der Heimatvertriebenen in Berlin, insbesondere in enger Fühlungnahme mit den Landsmannschaften der im „Berliner Landesverband der Heimatvertriebenen e. V.“ zusammengefaßten Organisationen, in der Zeit vom 24. November bis zum 17. Dezember die Ausstellung „Deutsche Heimat im Osten“.

Bund und Stadt zeigen im Rahmen und mit den Mitteln der modernen Ausstellungstechnik in einer großen Schau, was der ostdeutsche Mensch und das ostdeutsche Land hinter der Oder-Neisse-Linie in Geschichte und Gegenwart waren und was sie für sich und für das deutsche Volk als Ganzes, was sie für Europa, bedeuten.

Damit wird die Ausstellung, die in allen Einzelheiten bis ins Kleinste hinein sorgfältig vorbereitet und mühsam zusammengetragen und wissenschaftlich gründlich fundiert worden ist, zum Sprecher vieler Millionen Heimatvertriebener. Denn sie wird nicht nur die großen kulturellen und wirtschaftlichen Leistungen der deutschen Ostgebiete aufzeigen, sondern auch den historischen wie sittlichen Anspruch auf dieses Land dokumentieren. Die Bedeutung der Ausstellung geht deshalb weit über die Form und den Gehalt einer Wirtschafts- und Kunstausstellung hinaus.

Drei große Hallen des Berliner Ausstellungsgeländes am Messedamm (Funkturmgelände) stehen mit einer Gesamtfläche von 6000 qm zur Verfügung. Die Eingangs- und Empfangshalle schmückt ein 50 qm großes Glasfenster des schlesischen Malers Kowalski. In symbolischen Figuren wird von ihm das Land östlich der Oder-Neisse-Linie dargestellt. Hiermit bewältigte Professor Kowalski eine Aufgabe, wie sie bisher kaum je einem Künstler gestellt wurde.

Eine der großen Ausstellungshallen wird dem Abschnitt „Kultur und Geschichte“ gewidmet sein, indes in dem sich anschließenden Rundbau eine besondere Kunstausstellung mit vorwiegend modernen Arbeiten untergebracht sein wird. Einem weiteren Raum in der gleichen Halle sind die literarischen Erzeugnisse des deutschen Ostens, auch die Nachkriegsliteratur, zugewiesen. Ein Buchverkaufsstand ist angeschlossen; daneben wird dem Schrifttum der Gegenwart mit Einschluß der Presse der Heimatvertriebenen ein weiter Raum zur Verfügung stehen. Schaubilder und Statistiken werden zum Ausdruck bringen, welche Bedeutung Landwirtschaft, Industrie und Handwerk hatten und in Zukunft wieder einnehmen werden. In einer eigenen Abteilung dieser Halle wird aber auch der Bolschewisierung der sowjetischen Besatzungszone hinreichend gedacht werden.

Zugleich wird in Schaubildern und anderem geeigneten Anschauungsmaterial zum Ausdruck gebracht, welche Bedeutung Landwirtschaft, Industrie und Handwerk der Ostgebiete für die eigene wie für die europäische und für die Weltwirtschaft hatten. Es steht für die Besucher der Ausstellung u. a. auch ein Filmraum zur Verfügung, in dem täglich in drei bis vier Programmen von je einer Stunde Dauer Kulturfilme aus den Ostgebieten gezeigt werden, die den Besuchern unmittelbare Eindrücke von Land und Leuten, von der Gesamtstruktur und Kultur der deutschen Heimat im Osten vermitteln sollen.

Inmitten der Halle 6 ist ein Glockenturm errichtet, der jenen Millionen gewidmet ist, die bei der Aufgabe ihrer Heimat ihr Leben lassen mußten. Nach Möglichkeit wird dafür gesorgt sein, daß die in dem Glockenturm aufgehängten Geläute Glocken sind, die aus den Kirchen der alten Heimat stammen.

Die Menschen des deutschen Ostens werden somit in der Ausstellung sich selber und ihre in Stolz und Schmerz geliebte Heimat wiederfinden, die ihnen noch immer vorenthalten wird. Die Deutschen im Westen aber werden aus ihr die Überzeugung und die Gewißheit gewinnen, — die Ausstellung wird nach ihrer Eröffnung und der vorgesehenen Berliner Ausstellungszeit auch durch andere Teile Deutschlands gehen —, daß der deutsche Osten ein unverlierbarer Bestandteil dessen ist und bleiben muß, was für uns — Deutschland heißt. wgr.

Entstehung eines neuen Volkes

Die Entstehung eines neuen Volkes aus Binnendeutschen und Ostvertriebenen. Herausgegeben von Dr. E. Lemberg unter Mitwirkung von L. Krecker. Marburg-Elwert 1950. (Schriften des Instituts für Kultur- und Sozialforschung, München, Bd. 1).

Das Institut für Kultur- und Sozialforschung in München beschäftigt sich planmäßig mit der Erforschung der Strukturwandlungen unter den europäischen Völkern. Es läßt sich dabei von dem Gedanken leiten, daß heute im Zeitalter riesiger Völkerwanderungen die Wissenschaft mehr denn je die Verpflichtung hat, zeitnah zu bleiben und durch ihre Arbeit mitzuhelfen bei der Lösung der brennenden Gegenwartsfragen. Wir können uns dieser Auffassung nur anschließen. Die Geisteswissenschaft von heute sieht sich Aufgaben gegenüber, die sie in engste Verbindung mit dem Leben bringt, und denen sie gerecht werden muß. Denn es ist ihre Sache, die Unterlagen dafür zu schaffen, daß Urteile möglich werden, die ihrerseits wieder die Voraussetzung für den Neuaufbau und die Neugestaltung des Lebens sind. Die vorliegende Schrift bietet ein gutes Beispiel dafür, wie wichtig solches Forschen sein kann.

Es ist in den letzten Jahren immer wieder die Forderung aufgestellt worden, man müsse den Heimatvertriebenen helfen, ihnen ihr Los erleichtern. Und immer wieder werden von den Flüchtlingen selbst Forderungen gestellt, die nur zu begreiflich sind. Nicht weniger verständlich aber auch — mag sie von vielen auch als sehr unerfreulich empfunden werden — ist die abwartende und oft ablehnende Haltung der Einheimischen. Was soll man also tun, um beiden Seiten gerecht zu werden? Diese Frage läßt sich nicht beantworten, wenn man sich nicht klar wird darüber, was dieser Einbruch der Heimatvertriebenen aus den Ostgebieten in das westdeutsche Gebiet bedeutet. Diese Frage zu beantworten ist Sache der Wissenschaft. Aus ihrer Antwort mögen dann die Politiker die Folgerungen ziehen.

In diesem Bereich gehört die von Dr. R. Lemberg herausgegebene Schrift. Sie faßt zehn Einzeluntersuchungen zusammen, in denen nach einem vorher festgelegten Forschungsplan ein Arbeitskreis junger Forscher die Verhältnisse in einzelnen Gemeinden des Regierungsbezirks Kassel darstellt. Die Grundlage bildet sehr umfangreiches statistische Material. Wir gewinnen einen Überblick über den zahlenmäßigen Anteil der Heimatvertriebenen an der Gesamtbevölkerung, über die Herkunst und die soziale Gliederung der Flüchtlinge und den Berufswandel. Besonders berücksichtigt sind auch die Fragen Jugend und Schule.

Diese Statistiken bilden jeweils die Einleitung der Untersuchungen. Dan erst greifen sie die eigentliche Problematik auf: die Gegenüberstellung des Alten und des Neuen, oder anders ausgedrückt, Ausgliederung aus der alten Heimat und die Eingliederung in die neue Umwelt. Hierbei ergeben sich naturgemäß eine Fülle von Gegensätzlichkeiten, die das Verhältnis von Altbürgern und Neubürgern belasten.

Alle diese Untersuchungen sind sehr sorgsam vorgenommen worden. Sie enthalten sich aller Urteile, stellen vielmehr nur Tatsachen fest. Gerade darin besteht der Wert dieses Buches:: wer sich die Mühe nimmt, es aufmerksam zu lesen und zu durcharbeiten, wird — mag der Ausschnitt auch nur ein sehr kleiner sein gemessen an dem westdeutschen Gebiet — klar eingeführt in die Problematik, die sich aus dem Hineinströmen der Flüchtlinge in den Westen ergibt, eine Problematik, die von beiden Seiten her betrachtet werden muß: von Alt- und Neubürgern.

Es würde zu weit führen, auf die einzelnen Untersuchungen einzugehen. Sie erstrecken sich auf dörfliche und städtische Siedlungen. Wesentlich ist, daß hier erstmalig gezeigt worden ist, wie man das Problem anpacken muß, will man die Voraussetzungen für eine Lösung der Frage der Heimatvertriebenen finden. Denn diese zehn kleinen Bilder vermittln klar die Verzweigungen der Fragestellung, zeigen die Schwierigkeiten, die gemeistert werden müssen und die bestehenden Interessekonflikte.

Dr. Seraphim

Wenn die Sternsinger kamen

Die frostklirrende Winternacht wirft ihre ersten Dämmerschatten über das ostpreußische Land drunten in Masuren hinter Seen und Wäldern über Städte und Dörfer und Einzelgehöfte. Ringsum braust die verschneite Kiefernheide in dem tönenden Schweigen der weiten, großen Welt. In den Städten haben die Menschen längst ihre Läden geschlossen, und auf den Höfen wird Feierabend gemacht; das Vieh in den Ställen ist beschickt, und der Großknecht wandert mit der Laterne und den Schlüsseln die Stalltüren ab. Herrschaft und Gesinde sammelt sich um den Abendbrot-Tisch. In der Ferne ist das Klingen von Schlittenglocken zu hören — vereinzelt, denn hier und da strebt noch ein Verspäteter auf der Rückfahrt von den Weihnachtseinkäufen dem heimatlichen Dorfe zu.

Jetzt, wenn die stillen Winterabende ihre längste Zeit dauern, wenn die Menschen auf dem weiten masurischen Lande um das matte Licht der Kerze oder Petroleumlampe erzählend herumsitzen, am warmen Ofen, in dem die Buchenscheite zischen und knallen, war für das entfernteste Dorf und jedes noch so verlorene Gehöft eine besondere Zeit gekommen. Alte, fast vergessene Lieder erwachen, und wundersame Erzählungen gehen von Mund zu Mund. — Und plötzlich ist es auch draußen lebendig geworden. Gesang ist zu hören, getragen und lang gezogen, wie es die Art der einfachen Menschen dort unten war: „Mit Ernst, o Menschenkinder, das Herz in euch bestellt . . .“ Man hört die führende Stimme des Lehrers, um den sich die jungen Burschen des Dorfes zum Sternsinger-Umzug gesammelt haben. Als hätte man sie erwartet — wie es denn auch wirklich so ist —, erfaßt alle eine freudige Erregung: „Sie kommen — die Sternsinger kommen!“ stellt man fest, und die Hausgenossen stürmen hinaus, die Kinder voran, und treten vor die Tür, durch das Hoftor, auf die Dorfstraße, die herannahenden Sternsinger zu empfangen.

„Wir treten herein ohn allen Spott, einen schönen guten Abend, den geb euch Gott, einen schönen guten Abend, eine fröhliche Zeit, die uns der Herr Christus hat bereit!“ Die Weihnachtszeit mit ihrem ganzen Wunder der frohen Heilandsbotschaft und dem Wiedererscheinen eines neuen Lichtes um die Wintersonnenwende soll der Allgemeinheit angesagt und von allen begrüßt werden . . . Voran geht der „Anführer“ mit dem großen, bunten Lichtstern. An einem stillen Sonntag hat er den Stern vom Boden geholt, wo er das Jahr über verwahrt war. Es ist ein phantatischer, bunter Stern. Sorgsam hat der Sternträger den Staub vom Pafier abgeblasen und es mit Gänseschmalz frisch eingefettet, damit es recht durchscheinend wird. Hoch überm Kopf trägt er den mit einer Kerze erleuchteten Stern auf einer Stange dem Zuge voran, und ab und zu rührt ihn der Sternträger leise mit der Hand an, daß er sich dreht und ein buntes, farbiges Lichtspiel auf den Schnee wirft.

Vorsichtig haben auch die Begleiter ihre Laternen angezündet — der starke Ostwind bedroht die zitternden Flämmchen —, und Adventslieder klingen durch die kalte Nacht. In der Mitte der Sternsänger ziehen in seltsamer Vermummung die „Hirten auf dem **Felde“, die „Heiligen drei Könige“** oder die „Weisen aus dem Morgenlande“ mit, die in Ostpreußen schon in der Adventszeit in den volkstümlichen Umzügen auftraten, die Tradition altdeutscher Spiele der Weihnachtszeit auch im deutschen Osten überliefernd.

Überall, wo der bunte Stern vor Hoftor und Haustür erscheint, empfängt ihn eine erwartungsvolle, tiefinnerliche Freude. Verwundert blicken die Kinderaugen in das schöne Licht — in dunkler Winterkälte, und die Alten ergreift die Beglückung der nahen Weihnachtszeit. Ergriffen stimmen sie in den Adventsgesang ein. — Die Sternsänger ziehen vors nächste Haus, und fröstelnd kehrt man in die Stube zurück: Aber Weihnachten ist nahe, das Fest des Lichts, das in den Herzen der Menschen bereits angezündet ist. — Von fern her aus dem Dunkel der masurischen Dezembernacht trägt der Ostwind abgerissene Stücke des Liedes der Sternsinger herüber zu uns aus der Heimat vertriebenen und verstreuten Ostpreußen, und wir fügen das zerrissene Lied wieder zu einem Ganzen und die zerstreuten Menschen wieder zu einer echten und treuen Gemeinschaft.

Dr. Walter Schlusnus

Eine Anregung - Unterricht in Heimatkunde

Kurator Dr. h. c. F. Hoffmanns inhaltsreicher Aufsatz „Erhaltet die ostdeutsche Kultur!“ in Nr. 5/6 der „Ostpreußen-Warte“ veranlaßt mich zu folgendem Vorschlag:

Wenn wir in unseren ostpreußischen Flüchtlingskindern das Denken und die Erinnerung an die Heimat wachhalten wollen, so müssen wir zunächst ihr Wissen um die Heimat wecken und befestigen. Dazu gehört nicht nur das Festhalten an ostpreußischen Sitten und Gebräuchen, dazu bedarf es auch regelmäßiger Unterrichtsstunden über Ostpreußens Geographie und Geschichte, Land und Leute, Städte und Dörfer, Klima und Wetter, Fauna und Flora, Handel, Industrie und Verkehr. Solche Unterrichtsstunden müßten nicht nur in allen größeren Städten des Bundesgebietes, sondern auch in allen Dörfern, in denen ostpreußische Flüchtlinge gesiedelt haben, eingeführt werden.

Diese Stunden müßten von langjährigen Einwohnern Ostpreußens, am besten geborenen Ostpreußen gegeben werden, an Schulen, die keinen aus Ostpreußen stammenden Lehrer haben, auch von Nichtlehrern, die sich dazu berufen fühlen und mit Freude und Eifer an dieser wertvollen Heimatarbeit betätigen.

Als Leitfaden für diesen Unterricht können die vielen über Ostpreußen bereits erschienenen, meist reich bebilderten Bücher dienen. Es wäre aber sehr dankenswert, wenn der Göttinger Arbeitskreis sich noch zur Herausgabe eines kurzen aber erschöpfenden Leitfadens „Ostpreußische Heimatkunde“ entschließen könnte. Reichen Stoff und gute Anregungen für diesen Unterricht findet der Lehrer und jeder, der sich an diesem Unterricht beteiligen will, besonders in der „Ostpreußen-Warte“.

Unsere ostpreußischen Flüchtlingskinder sind das wertvollste Heimatkapital; nur **wenn wir Heimatwissen und -erinnerung in** ihre Herzen pflanzen, kann sich dieses Kapital verzinsen und reiche Früchte tragen, wenn einst der Ruf erschallt: „Auf, in die Heimat Ostpreußen!“ und viele alte Ostpreußen diesen Ruf nicht mehr hören und ihm folgen können, weil sie fern der ersehnten Heimat gestorben sind.

Der Tag verglüht im Abendsonnenschein,
Auf leisen Schwingen naht die Nacht
Und hüllt in Dunkel alle Pracht,
Die eben strahlte hell und rein.
So löscht das Leben einst der Tod,
Das strahlend noch im Abendrot,
Wie einer Fackel helles Licht,
Im Todeskampf so rasch zerbricht!

Mit diesem Unterricht in der Heimatkunde würden wir erreichen, was Gorch Fock mit den Worten ausdrückt: „Die Heimat ist der Schlüssel zur Seele des Menschen, dann aber gibt es Menschen, die der Schlüssel zu ihrer Heimat sind.“ **Dr. Richard Gutzeit.**

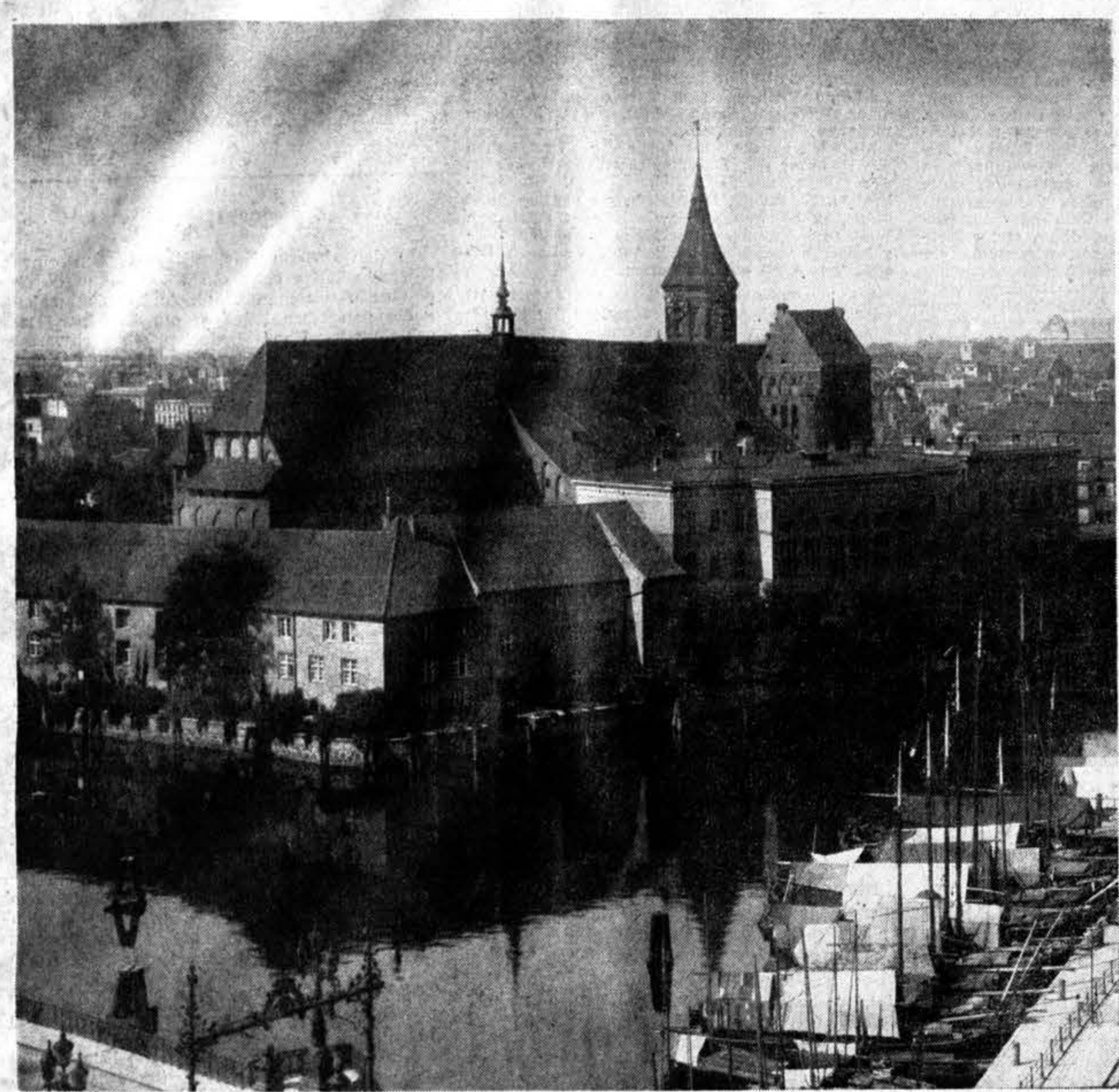
Ostpreußische Familienforschung

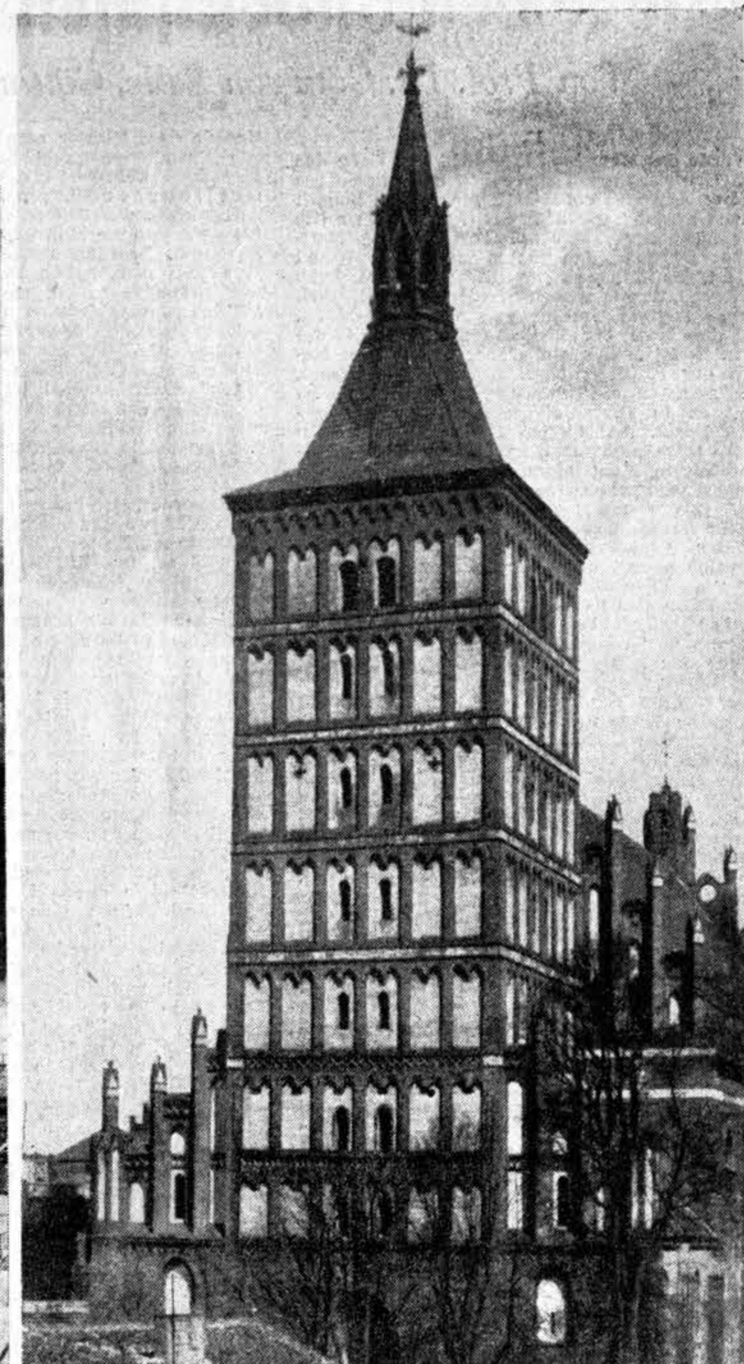
In dem Beitrag über ostpreußische Familienforschung im Oktoberheft ist zum Schluß die inzwischen gegründete „Arbeitsgemeinschaft für Familienforschung in Ost- und Westpreußen“ erwähnt. Wir werden um die Mitteilung gebeten, daß Anfragen, denen Rückporto beiliegt, über die Forschung in Ostpreußen Herr Werner v. Lölhöffel, (24a) Hamburg 13, Bundesstraße 68, gern beantwortet.

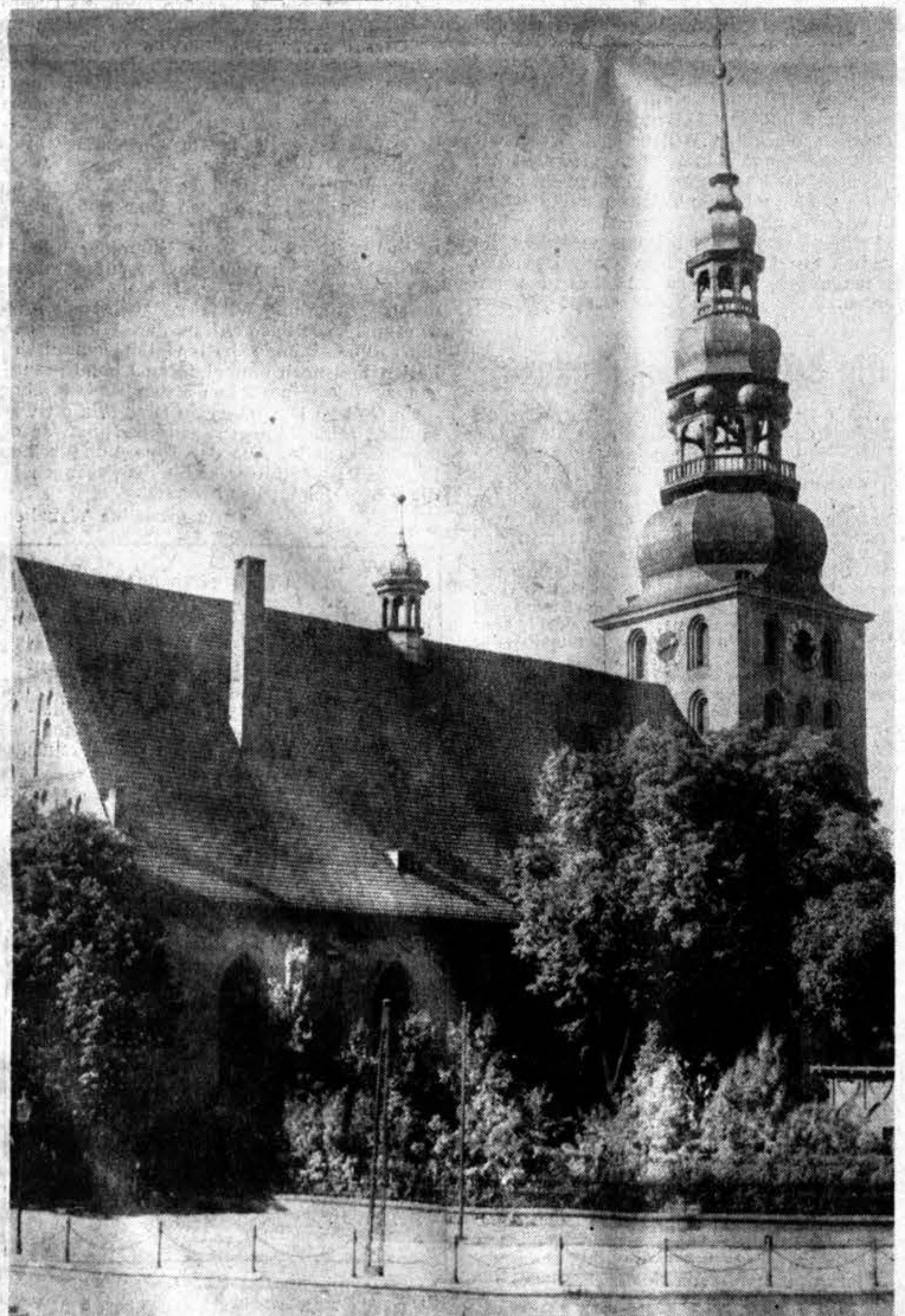
Wiedersehen nach fünf Jahren

Nach fünf Jahren fand jetzt der 22jährige Rudolf Theiss als letzter einer zehnköpfigen Vertriebenenfamilie seine Angehörigen in Goldhausen (Hessen) wieder. Die Familie mußte Anfang 1945 aus Ostpreußen flüchten. Als der damals 16jährige auf dem Bahnhof Stargard in Pommern Brot holen ging, wurde er von einer Wehrmachtsstreife festgehalten und dem Volkssturm eingereiht.

Kirchen und Dome unserer Heimat









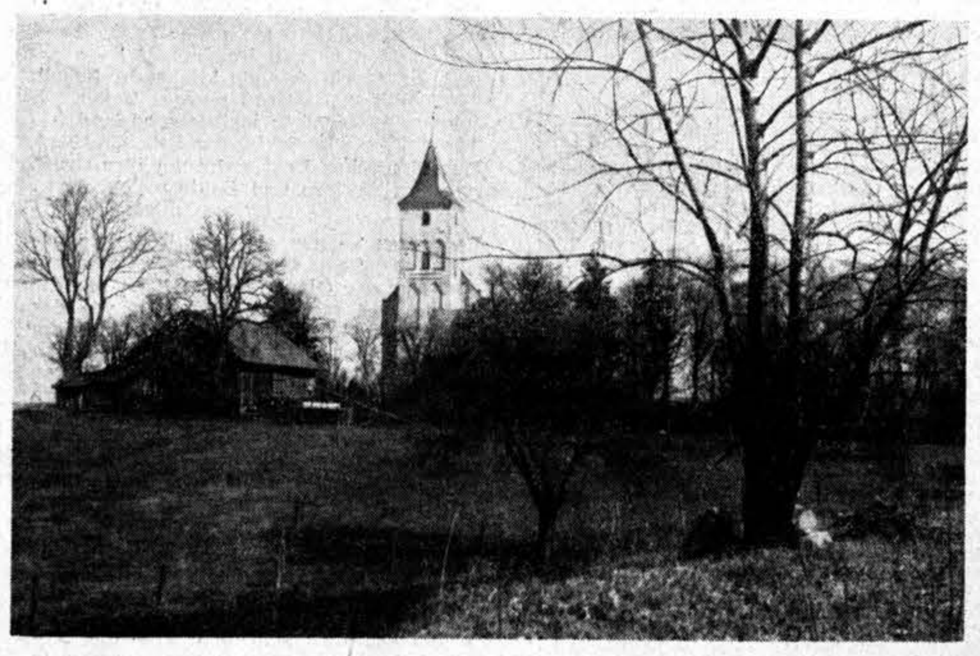


Bild oben links: Königsberger Dom und alte Universität. — Bild oben rechts: Jakobipfarrkirche in Allenstein. — Bild Mitte rechts: Die alte Ordenskirche zu Wartenburg. — Bild unten links: Alte Stadtkirche in Tilsit. — Bild unten rechts: Alte Ordenskirche in Gutenfeld bei Königsberg. Aufn. Victor Moslehner, Heuchelheim, Kr. Limburg (1), Archiv (4).

Über den ostdeutschen Geist

Von Prof. Dr. Götz von Selle, Göttingen

II.

Würde des Menschen, Ehrfurcht vor Gott: das sind Grundelemente, aus denen das ostdeutsche Geistesleben sich entwickelt. Ein Drittes kommt hinzu: Achtung vor dem Geist. Und wem sollte hier nicht der größte aller ostdeutschen Menschen in den Sinn kommen: **Immanuel Kant**, der Philosoph der Pflicht, der preußische Philosoph, dessen wissenschaftliches Lebenswerk ein großartiger Traktat von der Methode ist. Mit ihm kam der kritische Gedanke in die Welt. Es ist „schon ein großer und nötiger Beweis der Klugheit oder Einsicht, zu wissen, was man vernünftigerweise fragen soll". So steht es in der Einleitung zur transcendentalen Logik. Auf diesem Gedanken ruht auch Kants moralisches Denken. Man hat es fertiggebracht, in Kant einen Kronzeugen für den Kadavergehorsam zu sehen und ihm überhaupt alles, was man nur gegen Preußen hat, in die Schuhe zu schieben. Ja, man hat jetzt Preußen auf dem Verordnungswege eliminiert, und auf Ostpreußen hat wohl von je her ein besonderer geschichtlicher Akzent geruht. Zweifelsohne ist es das profilierteste ostdeutsche Land, *es ist wirklich ein Land*, wie Theodor von Schön sagte. Das sah schon der erste Rektor der Königsberger Universität, Sabinus; die Männer des Versailler Vertrages haben Konsequenzen von weltgeschichtlicher Bedeutung aus dieser Erkenntnis gezogen. Von den heutigen Ereignissen schweige ich.

Vielleicht ist Preußen zu einer akademischen Angelegenheit geworden, dann wäre es ja auch an der Zeit, einmal die Frage zu stellen, ob die Russen nicht schon seit einem oder zwei Jahrhunderten am Rhein stünden, wenn Preußen nicht gewesen wäre. Die Aussichten, für ein solches Doktorthema sind gar nicht schlecht, denn auch heute hält man an deutschen Universitäten Vorlesungen über preußische Geschichte. Der Historiker Arnold Toynbee sagt in seinem bekannten Buch „Studie zur Weltgeschichte": „Wir mögen die Preußen nicht leiden", er fühlt sich beim Anblicke des Herrschaftsgebiets Friedrichs des Großen — also Brandenburg, Pommern, Ostpreußen — an die „eurasischen Steppen" erinnert. Ihm liegen mehr das Rheinland, Dänemark und — die schwarze Erde Litauens. Indes sagt Toynbee doch: „Wir können aber nicht leugnen, daß *wir von ihnen (den Preußen) wichtige und wertvolle Lehren gelernt haben*". Damit hat er recht. Denn Preußen hat für Deutschland das Bewußtsein des modernen Staates ausgebaut; der Träger dieser Entwicklung ist Friedrich Wilhelm I. Ich muß wiederum zitieren: „Friedrich Wilhelm I. hat nicht bloß gas Königtum stabilisiert, er hat auch, was viel wichtiger ist, die Fundamente für eine neue Zeit geschaffen und an die Stelle von Zerfahrenheit, selbstischer Vielherrschaft und Willkür Ordnung und Gerechtigkeit gesetzt. Gerechtigkeit, das war sein bester rocher de bronce". Diese Worte liest man in Fontanes Stechlin. Am Rande nur möchte ich bemerken, daß auf dem großen Berliner Kulturkongreß vom Juli 1950 der französische Schriftsteller Jules Romain offene Bewunderung zollte der Korrespondenz des preußischen Königs Friedrich des Großen mit dem französischen Philosophen Voltaire, ja, allein der Möglichkeit eines solchen Ereignisses.

Ich halte es für abwegig, im Kantischen Pflichtbegriff lediglich das Formalistische sehen zu wollen. Die moderne Philosophie hat Kant in der Nachfolge Nietzsches viel getadelt. Allein Kant ist, wie alle Großen, unerschöpflich. Wer jene Behauptung aufrechtzuerhalten wünscht, der setze sich zunächst mit einem Wort auseinander, das freilich nicht an der offenen Heerstraße liegt, das aber einen Blick in Kants Denken vermittelt, wie wenige. In der Schrift vom Streit der Fakultäten heißt es: „Wir müssen an der Entwicklung der moralischen Anlage in uns selbst arbeiten, ob sie zwar selber eine Göttlichkeit eines Ursprungs beweist, der höher ist als alle Vernunft, und daher sie besitzen: nicht Verdienst, sondern Gnade ist." Mir scheint, man sollte von hier aus an Kants Begriff der Pflicht herangehen. —

Neben Kant hat Christian Jakob **Kraus** einen beherrschenden Einfluß an der Albertus-Universität ausgeübt. Er war in seinen jungen Jahren Lieblingsschüler Kants und verdankt dem Lehrer die akademische Existenz. An ihm, an englischen Denkern und wohl auch an Rousseau geschult, hat er eine neue soziale Gerechtigkeit gelehrt. Aus ganz Deutschland strömte die junge Generation zu dem Katheder dieses Mannes nach Königsberg. Er wird der Lehrer jener Männer, die an dem Neuaufbau Deutschlands im 19. Jahrhundert entscheidend mitwirkten. Schopenhauer lebt ganz in der Nachfolge Kants, dessen Lehre vom Primat der praktischen Vernunft vertiefend, andere Elemente damit verbindend, wird er der Verkünder des Mitleids, das für Richard Wagner zum Schlüssel des Verständnisses dieser Welt wird.

Die Gemessenheit der Gesinnung begegnet uns auch im Süden Ostdeutschlands. Die Achtung vor dem Geist erfüllt einen Mann wie Grillparzer in hohem Maße, und es ist charakteristisch, daß er immer wieder auf Kant verweist. Gerade dem Dichter empfiehlt er das Studium der kritischen Philosophie, ganz allgemein den Menschen, bei denen das Gemüt vorherrscht. **Grillparzer** lebt ein Leben des Maßes, des Ausgleiches, wie Stifter, der von dem Geheimnis weiß, das um Maß und Mitte kreist, und das im Osten bedroht erscheint. Maß und Mitte, jene zwei ganz hohen Dinge, von denen man, wie Nietzsche meint, am besten nie redet. „Einige wenige kennen ihre Kräfte und Anzeichen aus den Mysterienfaden innerer Erlebnisse und Umkehrungen: sie verehren in ihnen etwas Göttliches und scheuen das laute Wort." Hoffmannsthal ist diese Pfade gewandelt, er ist der letzte große Verkünder der Humanität im deutschen Osten, deren erster Herder war. Alle diese Menschen wissen um die unterirdischen, den Menschen bedrohenden Gewalten. Stifter weiß es, Anton Bruckner weiß es. Bruckner, der um den Ausdruck all der tiefen Gesichte ringt, die aus ihm in seine große Musik hineindrangen. Er findet nichts anderes, als daß er, fast hilflos um ein Wort flehend, einer seiner schönsten Schöpfungen die Widmung gibt: Dem lieben Gott.

Manchem ist die bronzene Platte bekannt, die am **Königsberger** Schloß angebracht ist, jedem der Text, der in sie eingelassen ist. Die denkwürdigen Worte aus der Kritik der praktischen Vernunft lauten: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir". Es sind in der Regel lange Wege, welche die Menschheit zurückzulegen hat, um zu Prägungen dieser Art zu gelangen, um einen Gipfelpunkt glückhafter Geistigkeit zu erreichen, wie er sich in Kants Denken darstellt. Jahrhunderte gehören manchmal dazu, um zu einem solchen Ziel zu kommen, das sich dann in einem einfachen Satz, in einem Symbolum widerspiegelt. Jahrhunderte vor Kant konnte Luther das Symbol seiner Zeit noch in die Worte fassen: „*Zwei Dinge müssen die Christenheit auf Erden erhalten: Gottes Wort und der Christen Gebet.*"

Und wir Heutigen? Haben wir ein solches Symbolum? Verfügen vielleicht andere über etwas Derartiges? Mir ist ein Wort Lenins begegnet. Im Rahmen seiner Auseinandersetzung mit dem Empiriokritizismus sagt er einmal: „Wenn Ernst Mach mit Recht die Atome der Elektrizität oder die Atome überhaupt außerhalb des dreidimensionalen Raumes sucht, warum ist dann die Mehrzahl der Menschen nicht im Recht, wenn sie die Atome oder die Grundlagen der Moral außerhalb des dreidimensionalen Raumes sucht." Mir scheint auch dieses Wort ein Symbolum zu sein, das uns freilich erschüttert und fremdartig anmutet, vor allem in der Gleichsetzung eines Atoms mit einem ethischen Axiom, und diese beide in ihrer Geltungsmöglichkeit außerhalb einer uns nicht faßbaren Welt, die aber dort drüben offenbar einer Wirklichkeit entspricht. Wir brauchen nicht darüber nachzusinnen, daß jene Welt anders ist, als die unsere. Die großen russischen Schriftsteller des 19. wie des 20. Jahrhunderts, wie Dostojewski, Tolstoi, Herzen, Mereschkowski, Solowjow, Berdjajew, sie werden nicht müde, zu betonen, daß zwischen der russischen Welt und Europa, dem Abendland, eine tiefe geistige Verschiedenheit besteht. Vielleicht besitzt jene Welt ein Symbolum.

Wir wissen nur, daß dieses ein anderes ist oder sein wird, als ein unsriges. Aber wir wissen auch, daß wir die Kraft des Wortes verloren haben, daß wir in einer Zeit leben, in der — um mit Kant zu reden — mit der Menschheit ein großartiges Experiment unternommen wird. Wir besitzen kein Symbolum. Doch wir tragen etwas anderes mit uns, ein Stigma.

Die Menschen aus dem deutschen Osten bringen ihre Not. Wie einst vor Hunderten von Jahren, als auch damals Menschen in große Bedrängnis gerieten, so soll auch heute die Not den Inhalt eines Instruments bilden; sie soll zum Wort werden in einer Magna Charta. Aber es ist nicht nur eine Not, die hier erscheint, so groß sie auch ist. Um sie herum steht der Geist all jener Menschen, die uns in dieser kurzen Stunde begegnet sind. Sie bewirken es, daß aus solcher Not nicht ein Anspruch, nicht eine Anklage heraufdringt, sondern daß all diese Dinge in den Dienst einer Erweckung treten. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Das Stigma wird zum Charisma. Ich glaube, daß es richtig war, wenn die Heimatvertriebenen ihre Sache unter das Kreuz stellten, weithin sichtbar bei Harzburg auf den Uhlenklippen. *Wir kennen die Zukunft des Christentums nicht, aber wir wissen, daß unsere Zukunft ohne das Christentum nicht möglich ist.*

Das ist der Tod

Das ist der Tod, der alle Freude tilgt
und aller Festesfackeln Feuer löscht.
Vergiß ihn nicht, o Herz, mit jedem Schlag!

Bitt, Herz, daß er dir nicht die Freude nimmt,
bevor dich seine Hand zum Stehen bringt!
Bitt, Herz, daß er dich selbst vor andern bricht!

Denn schlimm ist leben, wenn kein andres schlägt,
nicht Herz der Kinder und nicht Herz der Frau,
und dir auf Erden keine Freude blüht!

Dann hat der Winter keinen Frühling mehr,
das Auge nicht mehr Ruhe bis zur Nacht.
Dein Haus ist dir zu weit, die Welt zu eng —

(Aus dem 1943 im Hans-von-Hugo-Verlag erschienenen Gedichtband „Die Insel Leben" von Hans-Joachim Haecker.)

Gedanken zum Totensonntag

Noch einmal will ich durch den vielleicht letzten heiteren Herbsttag wandern, um Abschied zu nehmen von den schönen vergangenen Jahreszeiten. Wie war der Frühling so lieblich in seinen zarten Farben mit den duftenden Veilchen, dem ersten Grün und dem neu erwachten Vogellied. Mit zahllosen Blüten und goldenen Ähren beglückte uns dann der Sommer, eine Zeit der Reife und Erfüllung.

Nun schmückt sich die Natur ein letztes Mal mit den allerschönsten Farben. In herbstlicher Buntheit prangen Wald und Alleebäume. Eine Vielgestaltigkeit aller Farbenpracht ist noch einmal wie eine Farbsinfonie ausgegossen, um unser Herz und Auge zu entzücken. Bald aber wird alles vergangen sein. Unsere Füße werden durch welkes, raschelndes Laub schreiten. Die Bäume werden kahl ihre nackten Arme gen Himmel strekken. Nebel werden ihre dichten Schleier über alles Land breiten und uns den Blick in die Weite gen Osten versperren, gespensterhaft wird alles grau in grau vor uns liegen; Vergänglichkeit! Uns ist der tiefe Sinn aller Vergänglichkeit in besonders harter Schule bewußt geworden. Wo sind die Dinge geblieben, an die wir unser Herz hängten, wie Heimat, Hab und Gut und liebe Freunde. Alles ist vergangen wie ein Traum und es gilt, sich mit der Wirklichkeit abzufinden, Fuß zu fassen, sich lieben, gleichgesinnten Menschen anzuschließen, aufzubauen und Neues zu schaffen.

Aber wo bleiben unsere Toten, die in der geliebten Heimaterde ruhen? Besonders schwer wird unser Herz, und das Auge füllt sich mit Tränen, wenn wir sehen, mit wieviel Liebe ringsum die Gräber geschmückt werden. Gerade zum Totensonntag ringt treues Gedenken nach liebender Gestaltung:

Nebelverhangen und schwer die Luft,
von letzten Astern ein zarter Duft,
ein einziges, graues, trostloses All
und aus dem Nichts ein klingender Schall:
Glockenklang — Gruß unseres Toten.
Unsere Toten ruhen im Niemandsland,
ihre Gräber schmückt keine liebende Hand.
Kein deutscher Laut mehr um ihre Gruft,
zwischen Gestern und Heute welch tiefe Kluft.

Vergangen — nur eines ist beständig geblieben in allem Chaos der Geschehnisse: Gott. Nur der Glaube an ihn kann uns die traurigen und schweren Gedanken von der Stirn wischen. Es ist doch nur die äußere Hülle unserer Lieben, die wir zurücklassen mußten, und die dort unter kühlem Rasen ruht. Sind auch in sinnlosem Haß unsere heimatlichen Friedhöfe zum Teil eingeebnet, wir wissen, daß wir trotzdem unsere Toten in der ewigen Heimat wiedersehen werden. Wenn uns auch die Novembertage mit ihrer Trostlosigkeit betrüben, laßt Euch nicht von der Schwere der Zeit zu Boden drücken. Erhobenen Hauptes wollen wir unseren Weg gehen und in Gedanken über die Straßen unserer Heimat schreiten und sinnend vor den Gräbern stehen, wie sie uns in der Erinnerung bewahrt geblieben sind und geloben, daß wir nicht ruhen und rasten werden, bis die teuren Toten wieder in deutscher Erde schlafen werden. Sie sind nicht tot, sie warten auf die Ewigkeit und vielleicht auch darauf, daß wir das Land unserer Väter nicht aufgeben werden, sondern den geistigen Kampf um seine Rückgliederung ins deutsche Vaterland weiteraustragen.

Für uns soll aus dem Totensonntag ein Ewigkeitssonntag werden, denn tot sind unsere heimgegangenen Lieben nicht, sie sind nur für die Ewigkeit aufbewahrt. Als tot begraben aber wollen wir allen Haß, Zank und Bruderneid und ein Volk werden aus lauter Menschen, die guten Willens sind. Wenn wir soweit gekommen sein werden, vielleicht hat dann auch die Zeit unserer Prüfung ein Ende. Darum wollen wir zum Totensonntag geloben, daß wir den alten Adam in uns töten wollen und Neues und Gutes in uns aufbauen im Glauben an den dreieinigen Gott. Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden.

Gretel Hewner

Ein Brief aus dem Ermland

„... Am Grabdenkmal meiner Eltern war die Tafel mit der Inschrift: „Selig sind die Toten, die im Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach" abgerissen. Denn ein Ukas befahl, alle deutschen Aufschriften *zu entfernen*. In D... war beim Grab meiner ältesten Schwester die Rückwand mit der Inschrift umgeworfen. Der Totengräber erzählte mir, daß unnütze Bengel solchen Unfug mit deutschen Grabtafeln machen. In O... berichtete mir der Totengräber, daß alle Friedhöfe im Bezirk D... verstaatlicht sind. Der Klerus darf noch die kirchlichen Funktionen vornehmen, darf aber nicht die Grabstätten anweisen, das macht der staatliche Verwalter. In O... wurde mein ältester Bruder 1945 nur in eine Steppdecke gewickelt begraben. Die Stadt Danzig, die schrecklich verwüstet ist, wird wieder etwas aufgebaut und die historischen Gebäude werden in alter Form wieder hergestellt.

Wie ich nach H... zurückkehrte, erschien mir die Stadt leer und tot, wie sie wirklich ist trotz ihrer 8000 Einwohner. Die privaten Geschäfte sind eingegangen und die Läden sind geschlossen. Gebaut wurde bisher nichts. Nun fängt man an, einige noch gut erhaltene Häuser aufzubauen. Demnächst fängt man an. Ob die Bauten bis zum Frost noch fertig werden? Die Ermländer, die hier noch zurückgeblieben sind, fühlen sich nicht behaglich und möchten fast alle heraus. Doch alle Versuche, (Briefe, Fahrten nach Allenstein und Warschau) blieben ohne Erfolg... Die in der Ferne Wohnenden haben Sehnsucht nach der alten Heimat. Ob aber die Heimat unter solchen Verhältnissen noch erstrebenswert ist? Wir fühlen und empfinden es. Vielleicht weiß man dort von uns alles. Warum wollen die Alteingesessenen, die Autochtonen, durchaus fort?...

Viele Kirchen sind noch verwaist, so Reimerswalde, Raunau, Roggenhausen, Krekollen, Kiwitten, Schulen, Siegfriedswalde, Blankensee, Reichenberg, Süßenberg, Stolzhagen und viele Pfarreien um Guttstadt herum. Im Kreise Braunsberg gibt es nur zwei Landpfarrer, ebenso schlimm sieht es im Kreise Rössel aus. Die aus dem Osten gekommenen polnischen Geistlichen haben sich auf die Kreise Lyck, Treuburg, Lötzen, Angerburg, Johannisburg, Ortelsburg, Neidenburg, Mohrungen, Pr. Holland, Elbing Rosenberg, Marienwerder, also auf die früher evangelischen Teile verstreut. Die Katholikenzahl ist gegenüber früher mehr als doppelt so groß... In einigen Pfarrhäusern sind noch aus früheren Zeiten Bücher (Borromäusbücherei), die mir eine willkommene Lektüre bieten. Das Lesen ist meine einzige Zerstreuung."

P. K.

Friedhof mit zerstörter Kirche

Wie Kinder, die in dunkler Stube warten
auf ihre Mutter, die von dannen ging,
so stehst Du da, ein weher Gräbergarten,
an dem so banges, rotes Grauen hing.

Die kleinen Hügel blühn und sprießen weiter,
bedeckt mit Rosen und Vergißmeinnicht,
und über allem liegt - mal grau, mal heiter -
des Himmels allumfassendes Gesicht.

Die Mutter ging — es stürzten die Gesteine
der alten Kirche auf das Blütenfeld —
doch blieben ihre Kinder nicht allein.
Das Herz blieb da, der Himmel und die Welt.

Margot Krumm

Heimweg

In den frühen Nachmittagsstunden eines Novembertages geht ein alter Mann durch den ostpreußischen Wald. Auf der schmalen gebogenen Nase trägt er ein Pincenez. Das schlohweiße Haar bedeckt ein schwarzer steifer Hut. Der Kragen seines mit feinem Tuch bezogenen Pelzmantels ist hochgeschlagen. Die Hände liegen auf dem kaum gebeugten Rücken. Seine Schritte sind kurz und fast ein wenig zu flink für sein Alter. So sehr liebt er diesen Wald, daß selbst die rauhe Jahreszeit und die hereinbrechende Dämmerung ihn nicht von seinem gewohnten Wege abhalten können. — An der Lichtung, wo das Gasthaus steht und die Straße zur Stadt sich mit dem Waldweg am Bach kreuzt, bleibt er stehen und zieht die Uhr. Es ist genau vier. In einer halben Stunde erwartet man ihn zu Hause. Er muß also den Heimweg einschlagen. Aber indem er die Uhr wegsteckt, zögert er weiterzugehen. Seine Augen sind sinnend ins Weite gerichtet. Und als ob ihn jemand riefe, wendet er sich, er der Mann der Pflicht und Pünktlichkeit, und wählt — vielleicht zum erstenmal in seinem Leben — den „anderen" Weg. — — Während daheim der Ofen knistert, geht er zurück in die kalte, öde, schnell wachsende Dunkelheit des Waldes. — — Vergeblich wartet man auf ihn. Stunde um Stunde verrinnt. Die Nacht bricht herein. Er kommt nicht wieder . . .

Am andern Tage findet ihn der Förster zwischen dem Gefälle des wilden Waldbachs und dessen steilem Ufer auf einer kleinen Halbinsel aus Sand liegen. Er ist tot. Der Hut bedeckt sein Gesicht. Am Kopfe finden sich ein paar Stoßflecken. — Vergeblich mühen sich fünf Kinder, das Geheimnis um den letzten unbegreiflichen Weg ihres Vater zu lüften.

Als wenige Wochen später die Russen und dann die Polen das Land überschwemmen, als mit Frauen und Kindern auch die Greise vertrieben und dem entwurzelten Dasein im Elend preisgegeben werden, da wird die schweigende Dämmerung, die der Wald über dieses Sterben gebreitet hat, verklärt durch das Licht einer großen, gütigen, alles bedenkenden Weisheit: Zu ihm, dem greisen Wanderer, war der Tod wie ein Bote Gottes gekommen und hatte an jener Wegkreuzung gewinkt und gerufen. Und dann hat er ihn gefällt wie einen alten Baum unter Bäumen, aber seine Wurzeln waren in heimatlicher Erde geblieben. Eine ganze lange Nacht hatte er ihn aufgebahrt auf der kleinen Sandbank am Ufer. Die Sterne hatten durch Wolken und Wipfel geflackert wie Kerzen am gewaltigen Altar der Winternacht. Bach und Bäume hatten ihn umrauscht, hatten ihm noch einmal ihren Choral gesungen zum letzten großen Feierabend. „Näher mein Gott zu Dir, näher zu Dir." Wie oft war es über seine Lippen gegangen. Nun war er ihm ganz nahe. Aus der Umarmung seiner irdischen Heimat war er hinübergegangen in die große Heimat der Ewigkeit.

Carla Christine Wyneken

Steffeck-Bilder

Um Auskunft wird gebeten über den Verbleib der Bilder des verstorbenen früheren Präsidenten der Königsberger Kunstakademie, des Geschichts- und Tiermalers, Prof. Carl Steffeck. Die Bilder befanden sich im Königsberger Schloß, in der Regierung und im Staatl. Wilhelms-Gymnasium. Mitteilungen erbittet die Schriftleitung.

CARLA VON BASSEWITZ:

Adventliche Reise nach Königsberg

Wenn die letzten Novembertage kommen und der erste Advent ihnen folgt — wenn in diesem westlichen Lande die Luft weich und dunstig ist und die Buchen im letzten Laub wie rote Flammen in der hellen Nebelmasse stehen — dann ist es bei uns im Osten schon Winter.

Die Linden auf den Marktplätzen der kleinen Städte schütteln ihre blätterlosen, kahl gerupften Häupter im Sturm. Eisig fegt er über die Chausseen, durch die Ritzen und Decken, in denen die Landleute „schubbernd" auf ihren Fuhrwerken zur Stadt „reisen". Denn in Ostpreußen heißt jede kleinste Fahrt „Reise", auch eine von nur 10 bis 15 km nach Königsberg, die in einem solchen Pferdeland wirklich keine Rolle spielt.

Um diese Jahresfrist hilft nur noch der Fußsack unten herum, wenn man nicht ganz verklamt ankommen will — und oben herum die über den Kopf geschlagene Decke, sowie der in Windrichtung aufgespannte Regenschirm.

Zu beiden Seiten der Chausseen liegen die abgeernteten Rübenschläge. Die langen Mieten in der Nähe der Feldwege sind längst bedeckt — auf den Firsten ragen die Strohwische goldgelb aus der Erde heraus.

Der Klee hat sich gut eingewachsen, seit der Roggen über ihm geaustet ist. An der kleinen Fichtenschonung äst ein Rudel Rehe und springt ohne Hast, in natürlicher Anmut, über die Schollen des tiefgepflügten Nachbarschlages ab.

Dicht und grün steht der Roggen — unser liebes Brot — von den ersten Schneefällen her fein überstäubt mit einer leichten weißen Decke, die auf den Wegen längst zu Matsch geworden ist.

Nach dem Lauther Mühlenteich, den Dörfern mit ihren alten Alleen und den grünbepflanzten Glacis tauchen am Ende der Chaussee ohne einen Übergang durch Vorstädte die Häuser von Königsberg über dem alten Littauer Wall auf.

Der scharfe Geruch der Cellulosefabrik „anderseits" Pregel wird vom Sturm zu uns herübergeweht. Bepelzte Fußgänger begegnen den Fuhren — gekleidet in das treue Schaf, das nützliche Tier und das bescheidene und brauchbare Kaninchen — wie herrlich warm halten die hohen Ohrenklappen aus „Truschbock!"

Hinter dem Sackheimer Tor, das schmal und niedrig — ein ernstes Denkmal früherer Verteidigung — noch immer den Eingang zur Stadt begrenzt, spannen die Fuhrwerke „bei Sauerbaum" aus — während die Autobusse rechts zum Kleinbahnhof am Königstor umbiegen.

Die Läden der vertrauten Straßen tragen jetzt weihnachtlichen Schmuck. Sogar die Behörden tun es nicht unter einer großen Tannenvase mit Silberfäden neben jeder Schreibmaschine! Die freundlichen Geschäftsinhaber und Verkäufer kennen uns alle seit Jahren, und haben schon daran gedacht, was wir diesmal zum Fest brauchen werden. Wie wohl tat der menschliche Ton des Vertrautseins auch im Geschäftsverkehr.

In den alten Conditoreien wie Plouda, Schwermer, Zappa und Gehlhaar liegt im Tannengrün der Schaufenster Königsberger Marzipan nach 100jährigen Rezepten mit braungebrannten Rändchen, Puderzuckerguß und bunten, kandierten Früchten belegt — neben Herzen und Törtchen das fein modellierte Relief des Königsberger Schlosses in allen Größen.

An der roten Kirche in der Bernsteinmanufaktur leuchten rötlich und zart gelb unter dem Adventskranz die geschnitzten Kunstwerke aus „Samlandgold" — vom Becher, aus dem Herzog Samo sich in der Gefangenschaft der Ordensritter den Tod trank — über den großen Teller, wieder mit dem Modell des Schlosses, bis zum klaren Tropfen an dünner silberner Kette . .

Und bei Berding und Kühn unten am Pregel, dessen herrliches Damasttischzeug uns neben vielem Nützlichen so erfreute — sitzt in einem Budchen neben der Kasse der leibhaftige Weihnachtsmann und überreicht jedem Kind ein Päckchen Pfefferkuchen in buntem Papier! Zwei kleine Jungens vom Lande stellen sich inmitten der drängelnden Käuferschaft vor ihm hin, und singen laut alle vier Verse des Weihnachtsliedes, das sie zu Hause für sein Erscheinen gelernt hatten. Und die Menschenmenge bleibt lächelnd stehen und hört zu.

Überall sind die Lichter aufgeflammt. Jetzt geht es zum Weihnachtsmarkt auf dem Paradeplatz mit seinen vielen erleuchteten Budchen unter den hohen Bäumen vor der Universität. Dort kann man alles kaufen, von wollenen „Mauchen" bis zum „Thorner Katharinchen". Würstchen kochen über offenem Feuer — — sogar Marzipan wird vor unseren Augen vorschriftsmäßig mit einem darübergehaltenen glühenden Plättbolzen gebacken.

Auf dem Münzplatz ist jetzt der gemeinsame Adventsbaum der Königsberger angezündet — — eine riesige, makellos gewachsene Fichte aus dem Zehlau-Bruch. Weit leuchten die vielen Kerzen über den Schloßteich — feierlich und adventlich stimmt er uns, als wir nun „dick bezogen" und „gut bestöpft" die Heimreise auf der stürmischen Chaussee in das dunkle, schweigende Land antreten.

Was können uns Dunkelheit und Kälte tun, wenn am Ende unsere eigene, liebe, immer etwas heisere Türglocke scheppert — in der Diele der Adventskranz von Fichte und Douglastanne aus unserem Walde duftet — das Erlenholz in den Kachelöfen bullert und ein Geruch von Schlachten und Pfefferkuchenbacken aus der Küche weht, wo Oma und Mamsellchen selbstgemachten Johannisbeerwein mit Nelken heiß halten, und kochendes zu einem guten Grog ... Das bedeutete Geborgensein ...

Vorbei, vorbei ...

Und wenn wir nun auch nicht mehr wissen, wo die Reise auf der dunklen und kalten Straße unseres Lebens enden wird — — so wissen wir doch eins: Advent kommt immer wieder. Seht, die alten Lieder klingen hier auch. Und nach alten ostpreußischen Rezepten nehmen wir recht viel Gewürz und Nelken in den Pfefferkuchen und beziehen sie bunt wie zu Hause. Was tut es, daß alles jetzt bescheidener bei uns zugeht, wenn wir nur den rechten Sinn hineinlegen, und die Heimat auch in den kleinen Dingen weiter leben lassen, welche die Arbeitswochen vor dem Fest mit einem Hauch von Andacht und Freude vergolden.

Die Uralte / *Von Margot Podlasly*

So stand sie da: unendlich hoch und stark und unbeugsam, und ihr fortwährend regsames Leben klopfte durch Stamm und Geäste und gab ihren vierhundert Jahren ein weises, aber immer noch junges Gesicht. Die Uralte zeigte, daß das Alter durchaus nicht erschrecklich und häßlich sein muß; war sie doch immer noch die Schönste und Stattlichste im Umkreise, vor der die Menschen bewundernd verstummten und in deren Zweigen die Gefiederten hüpften und die Tag- und Nachtwinde sangen. Fest und schimmernd waren ihren angerauhten nervigen Blätter, duftig die blühenden Triebspitzen und zart und lichtgrün die dichtangesetzten Fruchtbüschel.

Im Winter aber lag auf dem vielhundertfältigen Gezweige der alten Ulme der dicke kristallige Schnee, der aus den russischen Ländern herangeblasen wurde. Dann ruhte sie und sammlte und überprüfte ihre vitalen Kräfte, versank wohl auch eine Zeitlang ganz und gar in einen satten Schlummer wie eine Ahnmutter, die ihre Familiendinge und Hausangelegenheiten geordnet weiß. So stark war sie, daß sie den Tod nicht fürchtete wie die Menschen, die oftmals in ihrem Schatten verweilten.

Tod und Geschehen gingen an ihr vorüber, ohne Spur, wie es schien. Sie wurzelte tief im Nährreich der Erde und atmete in der lichtverschütteten Unendlichkeit, aus der kein vernichtender Hauch sie anflog. Sie kannte nur das Drängen, das aus der Tiefe des unbewußten Seins kam, und das so klar und eindeutig emporstrebte — weiter, weiter, höher hinauf, näher der großen Sonne. Und da sie, die Uralte, die Ulme im Garten des greisen Pfarrhern zu Steinwerder, sich allezeit eingestellt hatte auf das Höhenstreben, wuchs sie und wurde größer als Menschen und Häuser und härter und fester als diese, alt und uralt und — weise!

Einmal aber, zur Zeit des großen Krieges, hatte auch sie, die starke, unbeugsame Uralte gezittert wie ein Bäumchen jenseits des Dorfes auf der moorigen Wiese. Soldaten waren in das östliche Dorf gekommen, Kriegsleute von jenseits der Grenze. Sie schlugen Holz für ihre Feuer, wo sie es fanden. Auch vor der alten Ulme schwangen sie ihre blanken Eisen. Tief und schmerzvoll waren die Wunden, aber die Beile der Fremden waren schwach und stumpf. Wie die Fremdlinge in den Stamm hieben, sahen sie aus, als sprangen närrische Wesen einen Riesen an. Sie sprangen und bekamen zornrote Köpfe, und als sie ihre Ohnmacht einsahen, stießen sie mit den Stiefeln wütend gegen den Stamm. Die Ulme zitterte und vertropfte ihren Lebenssaft aus blaß fleischrotem Holze, aber sie stöhnte nicht. Sie schwieg, wie sie immer geschwiegen hatte.

Bald nachdem die Soldaten den Pfarrgarten wieder verlassen hatten, fing das Dorf an allen Ecken und Enden zu brennen an, und auch der greise Pfarrherr floh aus seinem Hause in den Garten. Unsicher tapste er zu ihr, der Uralten, lehnte sein schönes weißes Haupt gegen ihren Stamm und weinte, aber er weinte lautlos und ohne Klage, wie sie, die Ulme.

Zwei, die einander ähnelten. Zwei, die weise waren, denn alle Weisheit liegt im Schweigen und Tragen.

Und als nach jenem Tage auch die Nacht vergangen, wa rdas Feuer tot und das Dorf in Asche gestorben, aber die Ulme lebte und streckte sich, und der Pfarrherr mühte sich um die Trümmer seines Hauses.

Das Uralte ist nicht immer das Schwache!

Ostpreußen-Schach

Von Altmeister C. Ahues

Starke Schachjugend

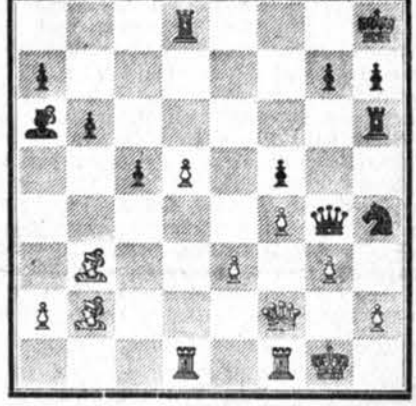
Anläßlich eines Aufenthalts in Bremen trat Meister Ahues gegen die starke Jugendmannschaft zu einem Simultanspiel an 27 Brettern an. Die Bremer haben sich schon vorher rühmlich ausgezeichnet, so erreichten sie in zwei Wettkämpfen gegen die Hamburger Jugend das ehrenvolle Ergebnis von 1:1. Der englische Meister Wood konnte zu seiner Überraschung in einem Reihenspiel von 18 Parteien nur 11½ Punkte herausholen, während der Neuseeländer Wade in 30 Partien es auf 15:15 brachte. Auch Ahues stieß auf starken Widerstand, holte aber schließlich 18½ : 8½ Punkte heraus.

Hier eine Partie aus dem Reihenspiel, in der der Meister nach überlegenem Spiel durch einige Ungenauigkeiten verlor.

Weiß: Ahues, Schwarz: Lotzwick.

1 d2—d4 d7—d5, 2 c2—c4 e7—e6, 3 Sg1—f3 Sb8—c6. Die damit verbundene Verstellung seines c-Bauern gilt nicht als gut, Weiß erhält mehr Bewegungsfreiheit. 4 Sb1—c3 Sg8—f6, 5 e2—e3 Lf8—b4, 6 Lf1—d3 d5×c4, 7 Ld3×c4 Sf6—e4. Ein verfehlter Frühangriff, solider ist die Rochade, 8 Dd1—c2 f7—f5. Konsequente Verfolgung eines schlechten Planes. 9 0—0 Lb4×c3, 10 b2×c3 0—0, 11 Lc4—d3! Se4—d6, 12 Lc1—a3 . . . Nicht schlecht, noch stärker war aber e4! 12 . . . b7—b6? 13 c3—c4 . . . Hier aber war e4 (Drohung e5) geradezu von entscheidender Kraft, da auf fe4: 14 Le 4: mit Doppelangriff auf c6 und h7 Weiß mindestens einen Bauern gewonnen hätte. 13 . . .Tf8—f6, 14 Sf3—e5 Lc8—b7. 15 f2—f4 . . . c5 war das Gegebene mit der Folge bc5: 16 Dc5: und starkem Angriff auf der Damenseite 15 . . Tf6—h6! Schon hat sich Schwarz infolge der Zaudertaktik des Gegners Angriffschancen verschafft. 16 Se5—f3 Sc6—e7, 17 Ta1—b1 Sd6—e4, 18 Sf3—d2 Se4×d2, 19 Dc2×d2 Se7—g6. Schwarz steht jetzt überlegen, er droht mit allerhand Angriffen, z. B. Sh4, 20 Tf2 Lg 2:! 21 Tg2:? Sf3+ usw. 20 g2—g3 . . . Eine starke Schwächung der Stellung, aber kaum zu umgehen! 20 . . . Dd8—f6, 21 La3—b2 Sg 6—h4! 22 d4—d5? . . . Nur Le2 gab der Stellung noch einigen Halt. 22 . . . Df6—g6, 23 Tb1—c1 c7—c5, 24 Ld3—c2 Ta8—d8, 25 Lc2—b3 Kg8—h8. Schwarz verteidigt sich mit großer Umsicht. 26 Tc1—d1 . . . Viel besser Tf2. 26 . . . Dg6—g4! 27 Dd2—f2 . . . Verliert schnell, aber auch andere Züge können das Blatt nicht mehr wenden. 27 . . . e6×d5! 28 c4×d5 Lb7—a6!

Lotzwich



Ahues

29 Lb2—e5 . . . Weiß hofft mit einem Qualitätsopfer davonzukommen, sein Gegner ist aber damit nicht zufrieden. 29 . . . La6—e2! 30 Df2—e1 Sh4—f3+, 31 Tf1×f3 Dg4×f3, 32 Td1—d2 Df3×e3+. Weiß gibt auf.

Kulturfilme über Königsberg. In wessen Händen befinden sich noch Kulturfilme über die Stadt Königsberg, die für Schmalfilm-Heimkinos geeignet sind? Nachricht und Hinweise an den Verlag erbeten.

Achtung! Auf viele Anfragen hin, teilen wir mit, daß sämtliche Ausgaben der Ostpreußen-Warte ab Nr. 2 beim Verlag noch erhältlich sind und zum Preise von 0,35 DM je Nummer geliefert werden können.

MUNDARTECKE

Man drömt von ole Tiede

Dö Düwel wurd e' moal to ene Hochtjet önngeloade, obber ehr he disem Angebot annehm, äwerläd he sick dat noch gründlich un frog dann noadenklich: „Ware do ok am End Junges sönn?" — „Joa!" antword dö Husherr, denn he doch dömm Düwel e' grotem Gefalle to done. Obber dö Düwel wer andrer Menung un winkt mött dö Worte af: „Na wenn do Junges sönnd, denn bruck öck doa nich to sönn," un ging nich henn.

Dö Düwel had Recht, denn wo dä krätsche Lorbaße sönnd, do hätt dö Düwel sien Recht verloare. Dat wet öck ut Erfoahrung. Mine Heimat wer joa moal e' grotet Rittergot, un dö Junges, dä doa von 14 bis 20 Joahr geoarbeit häbbe, stammde bestömmt nich von Engels af, dat wet öck genau.Dö Kämmrer kreg schon bie Tiedens graue Kopp un dö pucklige Brenner wönnscht sich lewer e' Herd Rindveh to hede als ob dö Junges obtoapaße.

Sinnoawends wenn se Gölld krege, denn ging es önne Krog, un ehr sick wer versach, had es e' poar engedrunkne Männer mött dö Fot anne Dösch angebunde un lurde bute anne Fönnster, wat nu ware ward.

Am meiste Spoaß gew dat joa, wenn „Onkel Boo" önne Krog wer. Doa had ämn ener e' Kuarterke gekowt, dö andrer e' Bommke Pargamott un dö drödder e' Flaschke Beer, un so durd dat ok goar nich lang, un dö Onkel kun türkisch bede.

Nu sönnd joa dö schöne Tiede längst verbie. Siewke wurd parzelliert, un alle Lüd dä doa tosamme geoarbeit häbbe, verstreide sick wie dö Vägelkis ut dömm Nest, bloß dö Onkel Boo wer noch doa gebläwe un he freüd sick, wenn wie ämm e' moal besochte. „Mien Sähn," säd he e' moal to mie, „wo sönnd doch dä schöne Tiede gebläwe? Seh, öck sie olt un kann nich mehr so recht höre, un dö Schnapske schmeckt mie ok nich mehr so recht. Joa, joa, so geit dät ömm Läwe. Dat were doamoals doch ganz andre Tiede, na nich mien Sähn?" — „Joa Unkel!" säd öck un erönnerd ämm an diset un jännet. He obber lachd blos un draud mött dömm Finger ob mie.

Joa enmoal bloßig ömm Läwe öß dö Mönnsch jung un hätt allerlei Düwelsstreiche ömm Kopp, obber dö Tied kömmt noch fröh genog, wo he dö Ohre hännge lätt un hätt tomm Posse moake keine Lost nich mehr. Obber manchmoal, wenn he mött sine Kameroade von fröher tosammetrefft, denn ward vertellt un gelacht äwer alles wat se e' moal tosamme beräte häbbe. Joa sollke frohe Stunde wönnscht öck mie recht oft, un öck wönnsch sö ok färr andre, denn öck wet, dat dat dö schönste Stunde det Lewens sönnd.

Wer öbber önn siner Jugend nuschtnich beräte hätt, dä kann ok von goarnuscht vertelle, denn he öß hindre Oawe obgewachse un öß nich gesund. Mött solke Mönnsch wöll öck nuschtnich to done häbbe, denn sö sönnd langwielig un kenne kein böske Spoaß.

Öck söllwst stamm joa ok von keinem Engel af, dat kann öck joa hier wo kein Schandarm nich hört , joa ruhig sägge. Öck häbb mie önn mienem Läwe dömm Nordwind un dömm Südwind ume Ohre bruse loate. Öck häbb godes un schlechtes dorchgemoakt, obber e' bißke Posse doabie, dat fröscht mie ömmer dat Läwe ob. Doarom loat onns färr onsrè Kinder ok nich gleich dat Fell äwre Ohre tehne wie färrem Ilske, wenn se wat beräte häbbe,sondern loat onns als ole Ochse doaran denke, dat wie ok moal Kälwer were.

W. Bienenfeld

Prûßen oder Prûssen

Immer wieder hört man auf Veranstaltungen unserer Landsleute, wenn von der Geschichte unserer Vorfahren, der Altpreußen, berichtet wird, die Bezeichnung „Pruzzen" Prutzen ausgesprochen. Hört sich das nicht nur für die Ohren der einheimischen Zuhörer im höchsten Maße komisch an, sondern auch für unsere eigenen? So komisch, wie es auch wirklich ist. Vielleicht denkt einer gar, der noch nie etwas von unseren Vorfahren gehört hat und irrtümlich meint, wir hätten — wie die polnischen Propagandisten seit Jahrzehnten behaupten — unser Preußenland den Slawen weggenommen, an die Abruzzen und richtet so in seinem Gehirn vollständige Verwirrung an!

Es ist so: Ein kleiner Schönheitsfehler, auf den leider schon in der Heimat zu wenig aufmerksam gemacht wurde. In der Schreibweise des Mittelalters schrieb man: Pruzzen, und zwar richtig, wie man „wazzer" und „mezzer" schrieb. Man sprach aber damals diese Worte nicht etwa „Watzer" oder „Metzer", sondern wie heute Wasser und Messer. Genau so sprach man auch damals schon „Prûssen". Weshalb also nicht heute auch „Prûssen", wobei der wohlklingende Vokal u einen Ton seiner natürlichen Länge behält, oder „Prûßen"? Gesprochen und geschrieben! Denken Sie an den ostpreußischen Personennamen Pruß! Das wird Ihnen helfen, sich leicht an die richtige Aussprache und Schreibweise zu gewöhnen.

Im übrigen ist von größter Bedeutung, bei jeder Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß unsere Vorfahren, die Prûßen, zur baltischen Völkergruppe gehörten, die wie alle Völkerschaften an den Küsten der Ostsee stark mit germanischem Blut durchsetzt waren, daß weiter die Prûßen unabsehbar länger in ihren Stammesgebieten seßhaft waren, als überhaupt Slawen in ihren historischen Siedlungsgebieten nachweisbar. Niemals sind die Altpreußen aus ihrem Heimatgebiet verdrängt worden, niemals von Polen beherrscht gewesen, niemals haben in Ostpreußen Polen gesiedelt, bis der Deutsche Orden eine begrenzte Anzahl von masovischen Kolonisten ins Land zog.

Einladung zur Martinsgans

Von Simon Dach

Wann der heil'ge Sankt Martin
Will der Bischofsehr entfliehn,
Sitzt er in dem Gänsestall,
Niemand findt ihn überall,
Bis der Gänse groß Geschrei
Seine Sucher ruft herbei.

Nun dieweil das Gickgackslied
Diesen heil'gen Mann verriet,
Dafür tut am Martinstag
Man den Gänsen diese Plag,
Daß ein strenges Todesrecht
Gehn muß über ihr Geschlecht.

Drum wir billig halten auch
Diesen alten Martinsbrauch,
Laden fein zu diesem Fest
Unsre allerliebsten Gäst'
Auf die Martinsgänslein ein
Bei Musik und kühlem Wein.

Die ostpreußische Dichterin Johanna Ambrosius

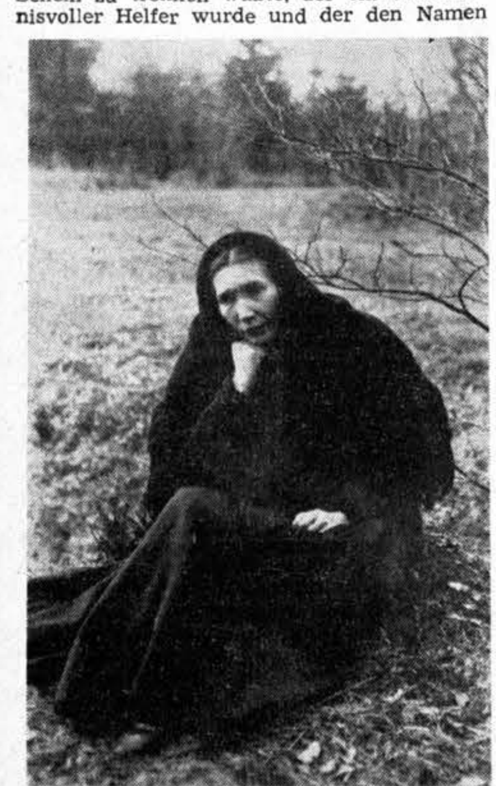
Von Margarete Kudnig

Es könnte wie ein Märchen klingen, wenn hier von dem Lebensweg eines kleinen Mädchens erzählt wird, das vor nun bald hundert Jahren in einem unbekannten, ärmlichen Dorf irgendwo im ostpreußischen Land geboren wurde. O ja, es gab schon arme Dörfer dort im Osten, mit kargem Sandboden, in damaliger Zeit noch fast vollkommen abgeschnitten von aller Kultur und natürlich auch von allem geistigen Leben. Bitter schwer mußten die Menschen dort oft arbeiten um das bißchen tägliche Brot, wie es auch im Märchen manchmal so heißt.

Und doch fiel auch in dies stille, abgelegene Dorf einmal ein Strahl von dem Glanz, den Könige und Fürsten um sich verbreiten, ganz wie es im Märchen so ist. Die Kaiserin Friedrich kam auf einer Reise durch den Ort und hielt dort kurze Rast. Ein kleines Schulmädel stand am Weg und war ganz benommen von der Pracht des vierspännigen Wagens, ach, es war sogar voll Hochachtung vor dem Teppich aus kurz geschnittenen Tannenzweigen, den man für die Fürstin gestreut hatte, weil es sonst nichts Besseres gab. Das Mädchen ahnte noch nicht, daß es dereinst von derselben hohen Frau in ihrem glänzenden Berliner Schloß empfangen werden sollte.

Wie das geschehen konnte? Nein, ein Prinz war nicht gekommen, um aus dem häßlichen Entlein einen schönen Schwan zu machen. Es kam nur ein einfacher Bauersmann, und das Mädchen wurde eine einfache Bauerin und hat schwer arbeiten müssen, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, in unermüdlicher Sorge für Mensch und Tier und für alles, was in ihrem Lebensbereich wachsen und blühen und Früchte tragen wollte. Es war fast zu viel für die zarte, kleine Frau. Auch seelische Schmerzen blieben ihr nicht erspart, — wer will heut noch in längst vergessenen Wunden wühlen?

Es war ein Leben voller Not und Mühe, und dennoch konnte das Wunder geschehen, daß dieser geplagte, getretene und erschöpfte Mensch aufstand und in schlichten, aber ergreifenden Liedern zu singen und zu sagen wußte von allem, was ihn innerlich bewegte, von der Liebe zur Heimat und von der Schönheit des ostpreußischen Landes, von dem Segen der Arbeit und von der stillen Freude an überwundenem Leid. Und auch das war wie ein Wunder, daß der erste, zaghafte Versuch der bescheidenen Frau, einen Weg in die Öffentlichkeit zu finden, auf einen Menschen traf, der wahres Sein vom falschen Schein zu trennen wußte, der ein verständnisvoller Helfer wurde und der den Namen



Die ostpreußische Dichterin Johanna Ambrosius. Geboren am 3. 8. 1854 in Lengwethen, gestorben 27. 2. 1939 in Königsberg.

von Johanna Ambrosius in kurzer Zeit im ganzen deutschen Land bekannt machte. Briefe kamen zu ihr von fern und von nah. In England, in Amerika erschienen Übersetzungen ihrer Gedichte, ja, und sie ist tatsächlich im kaiserlichen Schloß empfangen worden, die unscheinbare Bauersfrau aus Groß-Wersmeningken in Ostpreußen.

Wenn wir heut ihre schlichten Verse lesen, können wir es kaum glauben, wie solch ein Erfolg, solch ein Ruhm, solch eine restlose Anerkennung möglich gewesen sind. Man kann es aber verstehen aus der Tatsache, daß zu jener Zeit sich in der deutschen Literatur — und vor allem in der Frauendichtung — viel falsche, rührselige Romantik breit gemacht hatte. Da mögen den Menschen plötzlich die Augen aufgegangen sein für die Tapferkeit dieses einfachen Lebens, für die gekünstelte Reinheit dieser volkstümlichen Sprache, daneben aber auch für die weise Lebenserkenntnis und die mutige Lebensbejahung, die hier zur Tat geworden war.

Reichtümer hat Johanna Ambrosius nicht gesammelt, aber sie hat ihren Kindern doch ein besseres und leichteres Leben ermöglichen können, und das war viel.

Später, in der hastenden Zeit, ist es wieder stiller um sie geworden, aber die Saat, die sie vor allem in die Herzen der ostpreußischen Schuljugend gelegt, ist darum nicht verloren gegangen.

Wer die hochbetagte, schwer leidende Frau in ihren letzten Lebensjahren sehen durfte — sie starb im August 1939 in Königsberg im Hause ihres Sohnes, — wird die gebrechlich kleine Gestalt, das weise, welke Gesicht mit den großen schwarzen, alles beherrschenden Augen, die leise Stimme, die mühsam nach Ton und Atem rang, die bläulich blassen, feingliedrigen Hände, das ganze Fluidum ihres stillen Wirkens nicht so leicht vergessen.

Weshalb wir ihren Namen, den schon viele Ostpreußen vielleicht kaum noch kennen, wieder in Erinnerung rufen? — Es geht ja nicht allein um ihre Lieder und Gedichte, es geht ja um das ganze tapfere, tätige Leben, das mancher geplagte und so leicht verzagte Mensch sich heut zum Vorbild nehmen könnte, es geht um die Kraft, mit der eine sehnende Seele sich aus der Dunkelheit zum Licht emporgearbeitet hat, es geht um die Liebe zu der Heimat, der diese Kraft entsprungen ist, und es geht wohl auch um das unerschütterliche Gottvertrauen, das diese Frau beseelte. Nicht nur die „Großen im Geiste" sind es, die ihren Beitrag leisten zum kulturellen Aufbau und zu den inneren Gütern eines Volkes, auch die Stillen im Lande gehören dazu, die den göttlichen Genius vielleicht mehr gehaant als in ganzer Fülle empfangen haben, die aber doch den Boden bereiten und die Sehnsucht wach rufen und die das Licht nicht verlöschen lassen. Zu ihnen gehörte Johanna Ambrosius, und darum soll sie nicht vergessen sein. Nicht Denkmäler wollen wir bauen, sondern leben, so wie sie gelebt. —

Was mein einst war

Auf meinem Hofe wächst das Gras,
in meinen Stuben liegt der Staub,
die Rosenbäumchen vor der Tür,
sie wurden all' dem Frost zum Raub.

Es gehen fremde Füße jetzt
die Gänge, die ich mir erdacht.
Verständnislose Augen schaun
auf meine Wiesenblumenpracht.

Und alles, was ich lieb gehabt,
was ich mit Freuden groß gepflegt,
wird von erbarmungsloser Hand
hinweggeräumt, hinweggefegt.

Ein andrer sitzt zur Abendzeit
auf meiner Bank vor meinem Haus.
Das war einmal mein Lieblingsplatz,
da ruht' ich von der Arbeit aus

und sah, die Hände in dem Schoß,
anbetend in das Abendrot.
Ich trank die Schönheit der Natur,
die sich mir überschwenglich bot.

Aus schwarzem Tannenwalde stieg
des Mondes Scheibe silberklar.
In Pracht und Herrlichkeit saß ich
und wußte nicht, wie reich ich war.

Die Lerche sang ihr Abendlied
hoch über weitem Ährenmeer,
sie sang mich jeden Morgen wach;
heut' singt mir keine Lerche mehr.

Auch keiner Schwalbe Zwitscherlaut.
Kein Bienlein summt im weißen Klee.
Es war einmal — o kleines Wort,
wie tust du mir so bitter weh!

Ich mußte nach der großen Stadt,
wo soviel Lärm und Rauch und Stein,
und jeder fragt, und jeder denkt,
ich müßte überglücklich sein.

Sie wissen nichts vom Wiesengrün
und Saatengold, ins Herz gelacht;
der ist verloren für die Stadt,
weil er aus anderm Stoff gemacht,

der ist der Waldesblume gleich,
die in des Menschen Hand verdirbt.
Die Sehnsucht läßt ihn nicht mehr los,
bis er verwelkt und einsam stirbt.

Advent 1937.

Letztes Gedicht von Joh. Ambrosius.

Ermländischer Hauskalender 1951.

Rechtzeitig ist der neue „Ermländische Hauskalender 1951" erschienen. Er ist wieder ein echtes Volks- und Heimatbuch geworden, das alle Ermländer zutiefst anspricht. Der glänzend ausgestattete Kalender enthält eine Fülle von Beiträgen, u. a. sieben Aufsätze über den jetzigen Oberhirten der Ermländer, Kapitularvikar Kather, weitere sieben Aufsätze befassen sich mit der Geschichte des Ermlandes, von daheim berichten vier Aufsätze und Erzählungen. Ferner enthält der Kalender lesenswerte Aufsätze über die ermländische Passion, über die große Not, über den Neuaufbau der Ermländer in der Verbannung. Eine Fülle von Geschichten bilden den Schluß dieses gediegenen Buches. Wahrscheinlich wird es dasselbe Urteil erhalten, wie der vorige Kalender: „Die Ermländer haben den besten Kalender!"

Der Kalender umfaßt 320 Seiten und kostet nur 1,65 DM. Zu beziehen ist er durch Pfarrer **Kewitsch, (21a) Paderborn, Karlsstr. 1a.**



Agnes Miegel in ihrem Nenndorfer Heim Aufn.: Thea Herfeld

Besuch bei Agnes Miegel

Freundschaft zum „Königsberger Kreis" in Göttingen

Seit Agnes Miegel — nach Börries von Münchhausens Tod die letzte Vertreterin großer Balladendichtung — nach ihrer Flucht aus dem brennenden Königsberg und den Jahren hinter Stacheldraht in Dänemark in Bad Nenndorf eine neue Heimat fand, finden ungezählte Grüße und Wünsche aller Ostpreußen ihren Weg in das behagliche Flüchtlingsstübel am Deister, das die Dichterin nur noch selten verläßt. Hier finden wir sie an der ihr von ihren Dichterfreunden zum 70. Geburtstag geschenkten Schreibmaschine, auf der sie mit ihren 71 Jahren noch alle Manuskripte selbst schreibt. Oder am Schreibtisch, wo sie alle täglich eingehenden Briefe und Kartengrüße ihrer Landsleute eigenhändig beantwortet und mit ihrer großen, klaren Handschrift manchen Bogen füllt.

Ein gutes Jahr ist es her, daß sie bei einem Besuch ihrer seit Jahren in Göttingen ansässigen alten Freundin den „Königsberger Kreis" in Göttingen zu einer gemeinsamen Kaffeetafel als ihre Gäste in die „Kaffeemühle" lud. Noch heute denken alle gern an diese Stunden zurück, in denen soviel Erinnern an die Heimat lebendig wurde und an die gemeinsamen Lagerjahre auf dänischer Erde.

Wer gelegentlich bei ihr einkehren darf, ist immer wieder beglückt von der großen Güte der mütterlichen Frau, die so gut eine ostpreußische Gutsbesitzersfrau sein könnte, mit einem Kreis von Enkeln um sich herum. Und doch in ihren kraftvollen Balladen eine so männliche Sprache spricht . . . So ist sie uns das Gleichnis des Landes, das sie gebar, und das sie mit ihren Werken uns allen so nahe gebracht. So klingt auch jeder Besuch bei ihr nach, wie eine starke, leidenschaftliche Melodie, ungebrochen innig und herb zugleich. Von „Schmidtchen", ihrem treuen Hausgeist seit Jahrzehnten, der mit auf die ruhelose Wanderschaft ging, wird sie auch in ihrem Flüchtlingsheim am Deister treu umsorgt. Und während wir gemeinsam plaudern, zaubert „Schmidtchen" in der hellen, weißen Küche ostpreußische Heimatgerichte auf den Tisch. Bei der Essensrunde geht aus dem Fenster der Blick frei über Äcker und Wiesen, und wenn in diesen Novembertagen der Nebel sich über das Land senkt, könnte man meinen, dahinter sei das weite Meer.. Immer war es Agnes Miegels Sehnsucht, einmal am Lebensabend irgendwo an der Samlandküste ein kleines Häuschen zu haben, da, wo die Wellen kommen und gehen und ihr ewiges Lied singen. Nun sind statt dessen Berge um sie herum.

Einmal in diesem Sommer gabs eine besondere Freude, als der Inhaber des jetzt im Westen wieder aufgelebten Eugen-Diederichs-Verlags, sie hinausfuhr an das Steinhuder Meer. „Ich habe gar nicht gewußt, daß der „Teich" so groß ist", erzählt sie lachend, „und war nach dem Segeln auf dem Fischerkahn ganz benommen von Wasser, Wind und Aalräucherei". Es dauert nicht lange, da gesellt sich auch Helmi, die Dritte im Nenndorfer Bund, zu uns. Die junge Freundin aus Flüchtlingstagen, die hier mit dazu gehört, eine Nichte der bekannten Leiterin der Göttinger Werner-Schule des DRK, Oberin von Abendroth.

Nachdem die Bücherstube Seyfert, Hameln, als erstes Werk der Nachkriegszeit den schmalen Band mit den Flüchtlingsgedichten herausbrachte, erschien im Diederichs-Verlag eine Neuauflage des Balladenbandes „Gesammelte Gedichte". Hinzu kommt der im Sommer ebenfalls bei Diederichs verlegte neue Erzählerband: „Die Blume der Götter", und wer die Balladendichterin Agnes Miegel liebt, erfährt beim Lesen ihrer neuesten Dichtung, daß sie auch eine große Erzählerin ist. Diederichs plant auch die Neuauflage eines Sammelbands, in dem viele ihrer bekannten Heimat- und Familienerzählungen zusammegefaßt werden sollen. Was sie zur Zeit schreibt, verrät sie allerdings nicht.

Th. H.

Ein neues Sanden-Buch:

Am See der Zwergrohrdommel

Walter von Sanden-Guja, Am See der Zwergrohrdommel. Holzner-Verlag, Kitzingen-Main. 104 Seiten, 8 ganzseitige Fotos. DM 6.80.

Wer sich Walter von Sanden anvertraut und ihn auf seinen stillen Gängen durch Wald und Feld, bei seinen Kahnfahrten begleitet, dessen bemächtigt sich sehr bald das Gefühl, in den Bannkreis eines Zauberers geraten zu sein. Wo er auch hinkommt und mit dem Stab seiner Beobachtungskunst die Dinge berührt, sei es Busch oder Baum, Bach oder See, da keimt ein Leben auf. Es ist als ob all dieses beredt würde und von sich erzählte und berichte von dem, was sich in seinem Gefild zuträgt, so daß wir in eine ganz nahe Beziehung treten zu all den Rohrdommeln, Staren, Rohrhühnchen, Meisen und was noch alles in diesen versteckten Büschen und Ufern beheimatet ist.

Aber auch die Schattenseiten dieser verborgenen Welt, der brutale Kampf um die Existenz, der diesen Tieren bekannt ist, wie den so viel klügeren Menschen, auch diese der Unterwelt zugehörigen Dinge finden ihren Platz in diesen Schilderungen, von denen man auch nur das eine ein für alle mal sagen muß, daß hier die Naturbeschreibung zur Poesie geworden ist. Walter von Sanden ist heute der unerreichte Meister dieser Kunst der realen Naturbeobachtung, die niemals den gegebenen Boden der Tatsachen verläßt; aber seine Berichterstattung, die eine größtmögliche Annäherung an die Natur darstellt, wird unter seinen Händen zu einer Versenkung in die geheimnisvollsten Vorgänge der sichtbaren Natur. Der neue nun vorliegende schöne Band vereinigt in sich die Studien: Am See der Zwergrohrdommel; Die **Rauchschwalbe; Wo das kleine Rohrhühnchen** brütet; Die Stare; Das Jahr der Weidenmeisen; und zum Schluß erscheint ein rühmlichst bekannter Freund: Der Eisvogel. Doch schießlich noch eine Frage: Wann wird uns die „Maus" wieder über den Weg laufen?

G. v. Selle

Margarethe v. Wrangel

Fürst Wladimir Andronokow: Margarethe von Wrangell. Das Leben einer Frau 1876—1932. Aus Tagebüchern, Briefen und Erinnerungen. Mit 10 Bildtafeln 86.—89. Tausend. Deuerlichsche Verlagsbuchhandlung Göttingen.

Fast verbietet es die hohe Auflageziffer dieses ebenso geistig bedeutsame wie menschlichwarmen Buches, daß der Rezensent seinen Griffel ansetzt und über dieses Werk sein Sprüchlein sagt. Ja, er ist sogar in einer glücklich zu schätzenden Lage, denn er selbst kann sich und seinem Gegenstand nur dienen, wenn er sich ganz im Hintergrund hält. Denn hier gibt es schlechterdings nichts zu kritisieren. Die hohe Persönlichkeit der Margarethe von Wrangell ist in ihrer zäh errungenen wissenschaftlichen Stellung eine Kapazität ihres Faches, der Pflanzenernährungslehre, in ihrem Menschentum einer jener seltenen Frauengestalten, die überall dort, wohin sie auch kommen, in ihrer Wärme die Herzen aller gewinnt. In Moskau als Tochter eines russischen Offiziers geboren, erlebt Margarethe Wrangell die entscheidenden Jugendjahre in Reval, dort schon wird ihr Interesse an den Naturwissenschaften geweckt, denen sie dann ihr ganzes Leben widmet. Der Höhepunkt dieses von besonderem Zauber umwirkten Daseins wird in Hohenheim durch die Verleihung einer ordentlichen Professur erreicht. Briefe und Tagebücher geben diesem schönen Buch die Unmittelbarkeit jenes klugtätigen Lebens, das Margarethe von Wrangell beispielhaft geführt hat, dem sie nur viel zu früh entrissen worden ist

ga.

KURT KUMPIES:

Die Lastadie -

das Speicherviertel von Königsberg

Unter der Bezeichnung „Lastadie“ kannte man in Königsberg/Pr. das alte Speicherviertel zwischen Hundegatt, Pregel und Laak. Gewiß gab es in Königsberg auch noch an anderen Stellen der Stadt alte Speicher so z. B. am Lindenmarkt, in der Holzwiesenstraße und auf der Lomse. Hier standen sie aber vereinzelt oder in kleinen Gruppen, auf der Lastadie fand man sie dagegen in einem größeren geschlossenen Komplex. Und gerade hierdurch erhielt dieses Speicherviertel seine eigenartige Romantik. Genaueres läßt sich über die Entstehung des Wortes „Lastadie“



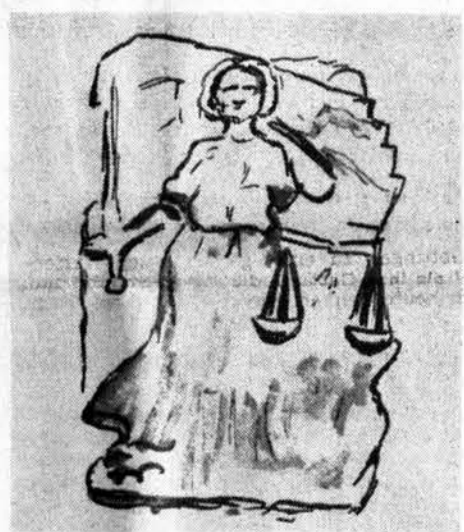
„Weintraubenspeicher“ — Große Krahnstraße

leider nicht sagen. Anscheinend kommt es aus dem mittellateinischen lastadium oder lastagium = Ballast. Ebenso kann es auch aus Lad-Staden, auf deutsch, Lade-Stellen oder Lade-Ufer entstanden sein.

Die Lastadie war mehrere Jahrhunderte alt, sie wurde bereits 1339 erwähnt. Auf dem um 1600 entstandenen Stadtplan von Joachim Berings finden wir bereits die „Lastadie“, ferner den „Therhoff“, das „Packhaus“, den „Großen Krahn“ usw. Auch in der Literatur des 17. Jahrhunderts findet man Hinweise auf das Vorhandensein dieses schönen Speicherviertels. Ebenso alt war auch das kleine Speicherviertel jenseits des Pregels auf der vorstädtischen Seite.

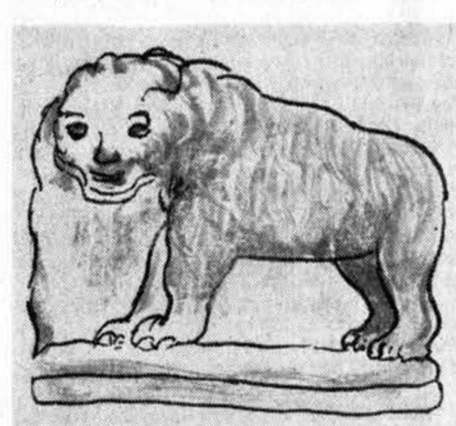
Viele Königsberger brachten diesem alten Speicherviertel leider wenig Verständnis entgegen. Sie sahen in diesen Speichern nur alte und morsche Buden und sie betraten die Lastadie nur dann, wenn ein unbedingt notwendiger Weg sie dorthin führte, und auch dann nahmen sie von der Romantik die in diesem Viertel herrschte, wenig in sich auf. Gewiß handelte es sich bei den alten Speichern um keine Prunkbauten, aber beim genaueren Hinschauen mußte man doch feststellen, daß sich unsere Vorfahren bei ihren handwerksmäßigen Schöpfungen oft von einem Kunstgefühl leiten ließen wie es bei den Bauten späterer Zeit nicht mehr anzutreffen war. Als Beispiel hierfür führe ich den kleinen Schäferspeicher an mit seiner schönen und geschmackvollen Anordnung der Fachwerkshölzer. Als Gegenstück hierzu stelle man sich einen Speicher aus der Zeit von etwa 1900 vor, wie wir sie an den Ufern des Pregels oft antrafen. Dieses waren einfache und nüchterne Backsteinbauten ohne irgendwelche Verzierungen, die das Stadtbild keineswegs verschönten.

Wie anders dagegen belebten die alten Speicher das Stadtbild und zwar nicht nur durch die gefällige Anordnung des Fachwerks sondern auch durch dessen farbigen Anstrich mit Bolus- und Ockerfarben. Bei einer flüchtigen Betrachtung der Speicher mußte man feststellen, daß sich die Speicher alle ähnelten. Und doch war es nicht so, denn durch die nicht immer in gleicher Höhe angeordneten Dachfirsten mit den vorgebauten Windehäuschen bekamen die engen Speicherstraßen eine muntere Unterbrechung und durch die offenstehenden Türen an den Ladeluken und Fenstern erhielt das Gesamtbild einen ganz besonderen malerischen Reiz, der noch dadurch erhöht wurde, daß man beim Bau der Speicher auf eine strenge Einhaltung der Baufluchtlinien keinen besonders großen Wert gelegt hatte. Kunstgeschmiedete Türschlösser und Bänder waren keine Seltenheit.



„Gerechtigkeitsspeicher“ — Lastadienstr. 24

Die Speicher hatte man mit Familienwappen, Haus- und Speichermarken versehen, die in vielen Fällen oft älter waren als der Speicher selbst. Die Speichermarken ersetzten die Hausnummern und wiesen auf den Namen des betreffenden Speichers hin, sie waren in Stein gehauen und meistens über den Eingangstüren in das Mauerwerk eingelassen. Diese Einrichtung stammte aus der Zeit, als die Gebäude in der Stadt noch keine Hausnummern, sondern irgendeine Namensbezeichnung hatten. Die Speichermarken waren zum Teil dem Tierreich, der Pflanzenwelt, der Sage, der Religion usw. entnommen, und diese alte Sitte der Haus- und Speichermarken hatte sich in Königsberg besonders lange gehalten. So gab es auf der Lastadie z. B. den Speicher „Zottiger Bär“ (1588), den Zwillingsspeicher „Pferd“ und „Stier“ (1589), den „Palmspeicher“ (1707), den „Hirschspeicher“ (1771), „Taubenspeicher“ (1775), „Riesenspeicher“ (1779), „Adlerspeicher“, „Merkurspeicher“ (1815), „Tyll Eulenspiegelspeicher“ (1865) „Gerechtigkeitsspeicher“ usw. Alte Speichermarken fand man noch an den Speichern in der Bollwerksgasse, Reifschlägerstraße, Vogelstraße, Tränkgasse. Oft wiederholten sich die Motive der Speichermarken, zum Teil aber in etwas veränderter Form. Bei den vorstehend aufgeführten Speichern handelt es sich nur um eine Auslese aus der großen Zahl der alten Speicher der Stadt Königsberg. Vor der Vernichtung Königsbergs im Jahre 1944 gab es in der Stadt nur noch ein einziges Privathaus, welches eine Hausmarke führte, und zwar war es das Haus Altstädtische Langgasse Nr. 7, in welchem sich eine Fleischerei befand und als Hausmarke eine „goldene Axt“ führte.

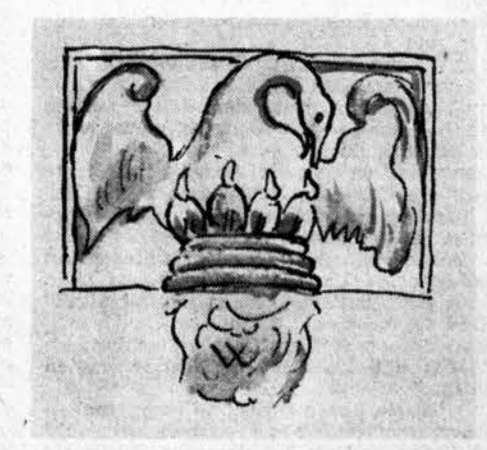


Speichermarke „Zottiger Bär“ (1588)
Lastadienstr. 36

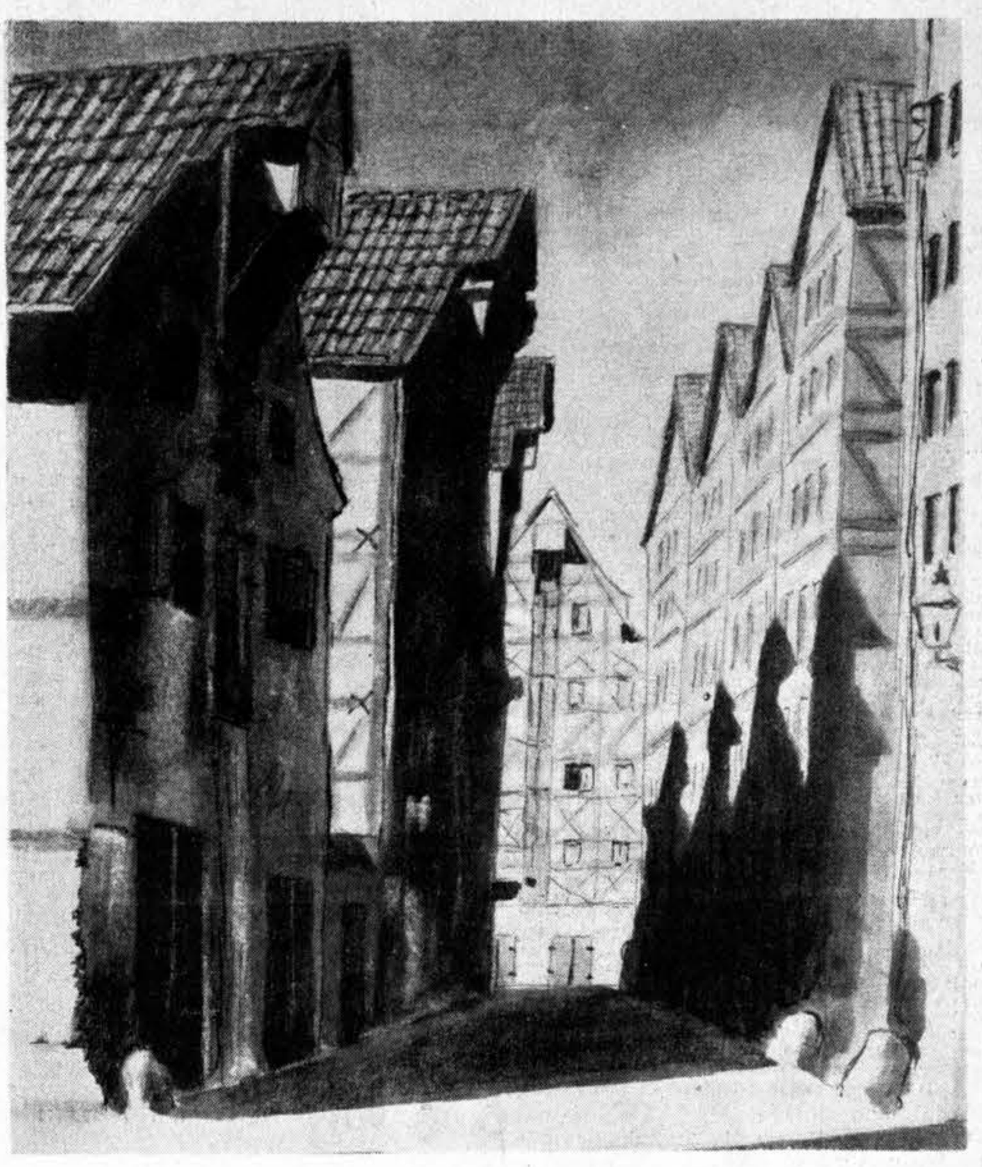
Große Feuersbrünste, die in den früheren Jahren die Stadt heimsuchten, haben auch die Lastadie nicht verschont. Diesen Feuersbrünsten fielen zum Opfer: 1464 die gesamte Lastadie, 1764 49 Speicher, 1769 143 Speicher, 1811 134 Speicher, 1813 und 1839 eine große Zahl Speicher. Mit der Modernisierung des Feuerlöschwesens nahmen die Feuersbrünste stark ab und späteren Großfeuern fielen nur noch vereinzelte Speicher zum Opfer. Im August 1944 wurde bei den beiden großen Bombenangriffen die gesamte Lastadie restlos in Schutt und Asche gelegt.

Die große Zahl der Speicher, die Königsberg früher besaß, ist darauf zurückzuführen, daß die drei Städte Altstadt, Kneiphof und Löbenicht als Grundlage ihres Handels das „Stapelrecht“ hatten. Dieses Stapelrecht — ius stapulae emporii et despositorii — wurde den drei Städten vom Hochmeister Winrich von Kniprode im Jahre 1365 verliehen und im Jahre 1519 von Albrecht von Brandenburg erneuert und von allen folgenden Landesherren, selbst von den Polen, immer wieder bestätigt. Im Jahre 1782 verlor dieses Stapelrecht seine Gültigkeit. In diesem Stapelrecht hieß es: „Alle aus den preußischen Hinterstädten, aus Rußland, Kurland, Litauen und Polen, insgleichen **über Danzig oder andere Orte in das Herzogtum** (Königreich) kommenden Kaufmannsgüter Waren müssen von der ordinären Straße auf Königsberg nicht abgeführt, sondern bei Vermeidung der Confiskation nach gedachter Stadt gebracht werden; auch sollen die fremden Kauf- und Handelsleute ihre Ware daselbst nicht an Fremde, sondern an die handelnden Bürger verkaufen, auch von diesen und keinen anderen ihre bedürfenden Retourwaren einkaufen bei Verlust des dritten Teiles vom Werte der Waren.“

Die Zeit des Feilhaltens aller hier zum Weiterverkauf aufgestapelten Waren wurde auf acht Tage festgesetzt, und erst dann konnten die Verkäufer, sofern sie hier keinen Abnehmer fanden, ihre Ware nach anderwärts bringen und dort zu verkaufen suchen. Diesem Stapelrecht unterlagen im Interesse Königsbergs auch die Städte Memel, Tilsit und sogar Danzig, obwohl diese Städte selbst Zugang zum Meere hatten. Der Königsberger Handel war daher von Anfang an „Engroßhandel.“



„Schwanenspeicher“ (1670) — Lastadienstr. 28



Speicherstraße auf der Lastadie. Zeichnungen: Kurt Kumpies.



Die berühmte Lange Reihe im Königsberger Innenhafen. Dieses alte Speicherviertel ging bereits im Herbst 1944 in Flammen auf. Aufn.: Walter Sperling.

An Königsberg

Seltsame Liebe zu dämmernden Gassen:
Steinerne Stadt wird zum Herzen der Welt,
daß es sie möcht' wie die Mutter umfassen,
der es mit Banden des Blutes gesellt.

Wer kann ermessen, wieviel ihm gegeben
Wege und Wände, die lang er gewohnt?
Engten auch Wege und Wände sein Leben,
ward's ihm mit Kräften der Liebe gelohnt.

Tausendmal bin ich die Straßen gegangen,
alltagsgeblendet und trottendes Tier. —
Aber da nahm mich die Ferne gefangen,
und dort erwacht meine Heimat in mir:

Stadt, meine Stadt mit den steigenden Straßen,
wasserdurchflutet und seewindumsungen —
Hafengetöse und Schloßturmliedblasen
haben von Kind auf mein Werden umklungen.

Singen auch heute mir oft in die Stille
Trutzlied des Lebens, das betet und schafft.
Red' ich, so redet der Heimatstadt Wille,
schaff' ich, so handelt der Heimatstadt Kraft

Walter Scheffler

Verlorene Heimat

Ich habe eine Heimat,
die ist so wunderschön.
Mit weiten, dunklen Wäldern
Und tausend kristallklaren Seen.
Rauschende Meereswogen
Singen das Lied der Zeit.
Am gelben Bernsteinstrande
Wehen der Ewigkeit.

Stolz viele Burgen ragen
In dieses Land so weit.
Künder sind's von Tagen
des Kampf's und großer Zeit
Ernste Menschen schreiten
Still in diesem Land.
Treue und Gelöbnis
Ist ihr Druck der Hand.

Ich hatte eine Heimat —
Und hab ich sie nicht mehr!
Fremd geh' in der Fremde,
die, ach so kalt und leer.
Es blaut vor meinem Fenster
Die Ferne hell und klar.
Ich schau hinaus und suche,
Was nicht mehr ist, einst war.

Benno Clemens

DAS BANNRECHT

Von Ernst Wichert

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts lebt in Ostpreußen der Wassermüller Lebrecht Meinerz, dessen Vorfahren vom Hochmeister das Recht, eine Mühle anzulegen, erhalten hatten. Dazu war ihnen verbrieft worden, daß in einem bestimmten Umkreis niemand eine zweite Mühle anlegen durfte, und all Einwohner des Bezirks gezwungen waren, nur diese Mühle zu benutzen.

Im Kriege 1806/07 fallen zwei Söhne des Müllers, von denen der eine das Erbe als Müller antreten sollte. So trifft dieser Verlust den Vater besonders schwer, obgleich sein ältester Sohn noch lebt, der Rechtswissenschaft studiert hat und als Assessor bei der Kammer ein eifriger Verfechter der Idee Schöns ist.

Außerdem gehört noch die Tochter Anna zur Familie, die insgeheim ihr Herz dem tüchtigen und strebsamen Werkführer ihres Vaters geschenkt hat, während ihr Bruder, der Assessor, die Absicht hat, Margaret, die Tochter des Pfarrers, heimzuführen.

Der konservative Müller aber nimmt den Tag, an dem Anna achtzehn Jahre alt wird, zum Anlaß, dem Assessor zu eröffnen, daß er wünsche, ihn als seinen Nachfolger in der Mühle zu sehen, und gibt gleichzeitig eine Erklärung über die tatsächliche Herkunft Annas ab.

Anna ist nicht die leibliche Tochter des Müllers, sondern die seines Bruders, der sie einst im Hause des Müllers in Obhut gab, da ihre Mutter gestorben war.

Somit sind Anna und der Assessor nicht Geschwister, wie sie bisher annahmen. Dazu läßt der Müller erkennen, daß er eine eheliche Verbindung der beiden jungen Menschen wünsche. Anna und Walter sind zutiefst bestürzt. Ihre Herzen haben ja doch bereits gesprochen. Der Sohn erklärt nun dem Vater, daß sein Entschluß, die Tochter des Pfarrers zu heiraten, unumstößlich feststehe. Der alte Müller reagiert darauf mit einem Zornesausbruch.

In diesem Augenblick wurden auf der Straße zudem Stimmen laut. Eine erregte Menge schreit zum Müller hinauf, daß sämtliche Privilegien für Mühlen durch den König aufgehoben seien. — Den alten Müller schüttelt die Erregung, er erleidet einen Schlaganfall. Als er nach vielen Wochen sich wieder erholt hat, tritt eines Tages sein Werkmeister vor ihn hin, um ihm seinen Dienst aufzukündigen. Er will sich selbständig machen, denn so hofft er, von seinem Meister die Einwilligung zur Ehe mit Anna zu bekommen.

Inhalt des bisher erschienenen Teils.

4. Fortsetzung

Der Alte zog finster die Augenbrauen zusammen und saß eine Weile in sich gekehrt da. Ihn verdroß es, daß Freihold sich anscheinend so leicht von ihm abwandte, und sein Stolz sträubte sich, ihm ein gutes Wort zu geben. Aber der sonst so brave Mensch war ihm doch wieder zu lieb geworden, und die Mühle, meinte er, könne ihn nicht entbehren. Deshalb zwang er sich und sagte freundlich: „Höre, Freihold — ich will dir einen Vorschlag machen. Mein Sohn wird die Müllerei nie gehörig auslernen; er braucht einen treuen Ratgeber und Verwalter. Nun — ich will dich als Mühlenmeister anstellen, Freihold, und dir auch einen Anteil am Gewinn verschreiben. Ist's dir so recht?"

Das hatte der Geselle nicht erwartet; es setzte ihn in Verlegenheit. „Es wäre mir sonst schon recht, Herr Meister," entgegnete er, „und ich erkenn's als eine Ehre, daß Sie mir so viel anvertrauen wollen. Aber — annehmen kann ich's doch nicht."

Meinerz richtete verwundert den Kopf auf. „Wie — auch das nicht? Und was hindert dich?"

„Der zweite Grund, Herr . . . . Ich will heiraten."

Das war nach des Müllers Meinung gerade das Schlimmste noch nicht. „Da bin ich dir nicht entgegen", antwortete er. „Wenn du ein guter Wirt bist, sollst du auch genug haben für Weib und Kind."

Nun sah sich Freihold — anders freilich, als er vorausgesetzt hatte — zum entscheidenden Wort gedrängt. Er legte einen Augenblick seine Hand auf die des Müllers und drückte sie herzhaft, um ihm zu danken. „Es geht doch nicht," bemerkte er dann zögernd. „Meine Frau muß in unserem Eigentum schalten und walten, das schickt sich für sie".

Der Alte wiegte den Kopf. „Hast du denn schon gewählt? Ich will hoffen, nicht über deinen Stand."

Freihold fühlte sein Herz schlagen. „Wie Sie's nehmen wollen," sagte er lächelnd. „Wir lieben uns schon lange — heimlich, aber in Ehren. Von einander lassen, können und wollen wir nicht. Und mit einem Wort, Herr Meinerz, — es ist Anna, ihre Pflegetochter."

Der Müller starrte ihn eine Weile an, als ob er nicht recht gehört habe, dann griff er mit den Händen nach der Seitenlehne des Stuhls, richtete sich, zitternd am ganzen Leibe, auf, brach in ein konvulsivisches Lachen aus und rief: „Anna — Anna — meine Tochter Anna? — Ist er toll geworden? Anna? — Meine Tochter Anna?"

„Sie ist ihre Tochter nicht" entgegnete der Geselle, „und ein verächtlicher Mann wär' ich für sie nicht, denk' ich, — und ich begehre auch von Ihnen nichts, als des Mädchens Hand, da ihr ihr Herz schon gehört."

„Und die Mühle nicht dazu — wirklich nicht?" schrie Meinerz ihn an. „Ihr liebt einander, und ich — ich . . ." Er griff hastig mit der Hand nach der Brust und riß den Rock über derselben auf, sich Luft zu machen. Dann sank er matt in den Stuhl zurück. „Anna — Anna —" stöhnte er schmerzlich, „das konntest du mir — mir . . ."

Dem Gesellen wurde Angst. Er öffnete schnell die Tür zum Nebenzimmer und ließ das Mädchen ein, das dort mit bangem Herzklopfen auf die Entscheidung wartete. Sie sank neben Meinerz auf die Kniee nieder und bedeckte seine Hand mit Küssen. „Lieber, guter Vater", bat sie, „zürnen Sie mir nicht."

„Und ist es wahr, Anna —"

„Es ist wahr, was er Ihnen gesagt hat; ich liebe ihn und kann nicht glücklich werden ohne ihn."

Er stieß sie heftig zurück. „Ungeratene! — mit meinem Gesellen hast du heimlich . . .?" Dann faßte er ihre Schultern und zog sie wieder an sich. „Nein, nein — sage nein! Ich will's nicht glauben, daß du solche Schande in mein ehrsames Haus —"

„Ich hab' einen ehrlichen Namen, Herr Meinerz", fiel Freihold ein, „und was Sie sind, kann ich werden. Weigern Sie mir Anna's Hand nicht."

„Schweige er", herrschte der Müller ihn an, „mit ihm hab' ich kein Wort mehr zu reden. Das ist Verführung, schändliche Verführung! Wie hätte Anna sich sonst so weit vergessen können —"

„Sie tun ihm Unrecht, Vater", versicherte das Mädchen, „er ist gut und treu, und er hat mich zu nichts beredet, was nicht mein Herz billigte."

Der Müller richtete sich im Stuhl auf. „So ist dein Herz ein leichtfertiges Ding", rief er, „das sich selbst schlechten Rat gibt. Bin ich dein Vater nicht, so bin ich doch dein Vormund, und ich will mein Recht brauchen über ein unmündiges Kind. Meine Einwilligung gebe ich nicht! Freihold verläßt noch heute die Mühle. — Kein Wort weiter: noch heute!" Er griff in die Tasche, zog seine gefüllte Börse heraus, hielt sie ihm hin und ließ sie, da er sich unwillig abwandte, auf die Erde fallen. „Da ist dein Lohn!"

Der Geselle stieß die Börse mit dem Fuß fort. „Sie beleidigen mich", sagte er. „Bedenken Sie's aber wohl! Ich verlasse die Mühle nach Ihrem Befehl. Aber von Anne trenne ich mich nicht. Und wenn Anne mich lieb hat, so weiß sie, zu wem sie gehört. Nicht einem Bettler soll sie folgen. Aber wenn meine Mühle gehen wird, dann werde ich sie rufen und — sie wird folgen!"

Er schritt trotzig nach der Tür. Dort aber kehrte er noch einmal um und stand eine Weile seinen Grimm niederschluckend: „Herr Meinerz", sagte er, „mag es Sie nie gereuen, daß Sie mich so von aller Pflicht gegen Sie losgebunden haben. Ich hätt' Ihnen gern Gutes erweisen — Ihnen und Ihrem Sohn . . ."

„Fort, Undankbarer!" wies ihn der Müller ab. Freihold winkte Anna noch einen Abschiedsgruß zu und verließ das Zimmer, eine Stunde später auch das Haus.

Noch denselben Tag reiste auch Walter ab, da sein Urlaub ablief. Er konnte sich nicht entschließen, sein Amt aufzugeben. War's ihm doch nun sicher, daß er damit noch nicht einmal des hartnäckigen Mannes Einwilligung in seine Verbindung mit Margarethe Günter erkaufen könnte. Der Alte schien bis auf den letzten Augenblick auf eine Erklärung zu warten. Da sie nicht erfolgte, hielt auch er sich schweigsam. Erst als Walter ihm die Hand zum Abschied reichte, sagte er: „Du gehst wirklich?"

Walter umarmte ihn. „Ich kann nicht anders, Vater."

Meinerz machte sich von ihm los, wandte das Gesicht ab und deutete mit der Hand nach der Tür. „Geh' nur, — geh'! Ich hoffe, du findest den Weg zurück — zur alten Mühle."

Freihold Wegener hielt sich nach seiner Entlassung noch einige Zeit im Dorf auf. Er wollte vorerst in Annas Nähe bleiben und abwarten, ob ihre Tränen das starre Herz des Alten erweichen könnten. Auch rechnete er auf die Freundschaft der alten Marthe für ihn und das Mädchen, und es gelang ihm wirklich, wenigstens ein Briefchen durch ihre Hand in die Mühle einzuschmuggeln. Sich selbst auf dem Hof oder im Garten blicken zu lassen, konnte ihm freilich nicht geraten scheinen, nachdem er eines Abends den Müller mit einem Gewehr um die Mühlenwerke hatte schleichen sehen. Er wußte, daß derselbe sich an den Rentmeister gewandt und seine Entfernung aus dem Dorfe verlangt hatte. Da er abgewiesen war, weil sich doch kein Grund zu einer so harten Maßnahme entdecken ließe, hatte er gedroht, daß er sein Hausrecht wahren werde. Einer der Gesellen hatte ihn sagen gehört: „Kommt er keinen Spaß.

Im Dorfe war's bald bekannt geworden, was sich in der Mühle begeben hatte. Der Müller sei um seinen gesunden Verstand gemir in's Gehege, so erschieß ich ihn, wie einen fremden Hund." Der Alte verstand kommen, hieß es bei denen, die ihm noch am ehesten wohl wollten. Seine Feinde meinten, der Hochmutsteufel sei nun ganz und gar in ihn gefahren, und man müsse ihn auszutreiben versuchen, damit er nicht im Dorfe Schaden anrichte. Einer seiner grimmigsten Gegner war der Bäcker Matz, der wegen der eigenmächtigen Wegnahme seines gepfändeten Wagens mit einer empfindlichen Strafe belegt war und deshalb auf Rache sann. Er war's denn auch, der sich eifrig an Freihold machte und ihn gegen den Müller zu hetzen suchte.

Das gelang ihm nun allerdings nicht geradeaus; aber auf Umwegen kam er doch zu seinem Ziel. Er ließ gelegentlich ein Wörtchen fallen, daß er Dem umsonst seinen Sandberg abtreten wolle, der eine Windmühle darauf baue. Nun dachte Freihold: wenn das sein Ernst ist, so wirds an Baulustigen nicht fehlen. Der Sandberg ist wie geschaffen eine Mühle zu tragen, und an Kundschaft mangelt's sicher dem Windmüller nicht. Warum soll ich den Vorteil nicht so gut ziehen dürfen, wie ein Anderer? Habe ich den Grund und Boden frei, so reicht mein Geld allenfalls zum Bau. Ich will mir's gesagt sein lassen.

Und er ließ sich's gesagt sein und nahm den Bäcker beim Wort, und das war's gerade, worauf dieser gewartet hatte. Zwar mahnte eine innere Stimme ab, dem alten Wassermüller, der doch sein Wohltäter war, nicht einen solchen Tort anzutun. Aber dann überredete er sich wieder, daß der Bäcker ja doch nicht nachlassen werde, bis auf dem Sandberg eine Mühle die Flügel drehe, und daß ein Fremder dem Müller noch viel verdrießlicher sein müsse, und daß er's gerade gut mit ihm meine, so wenig Rücksichtnahme auch der störrische alte Mann verdiene. Es war auch ganz ernstlich seine Absicht, das Geschäft so zu betreiben, daß demselben kein Abbruch geschehe. Aber es wirkte doch auch der Ärger mit, so schnöde mit seiner Bewerbung abgewiesen zu sein, und der Wunsch in Annas Nähe zu bleiben, und so erledigte er denn alle Bedenken schließlich mit dem Zuspruch: dem Alten ist mit Bitten sicher nichts abzugewinnen und mit vernünftigen Vorstellungen nichts fortzudisputieren! Man muß ihm zeigen, daß man sich nicht vor ihm fürchtet und das Recht auf seiner Seite hat, dann wird er sich am leichtesten fügen. Im Guten geht's doch einmal nicht.

Der Vertrag über den Sandberg wurde also vor dem Gericht der nächsten Stadt abgeschlossen und der Platz übergeben. Freihold reiste nun in der Nachbarschaft umher, passende Hölzer, Steine und Ziegel zum Unterbau anzukaufen und bei einem tüchtigen Mühlenbauer das Werk zu bestellen. Was ihm an eigenen Mitteln fehlte, erhielt er willig von den wohlhabenden Bauern dargeliehen. Kannte ihn doch das ganze Dorf als einen tüchtigen und zuverlässigen Menschen, dem auf's blanke Angesicht zu trauen sei.

Am liebsten hätte Freihold die Sache noch eine Weile geheim gehalten, aber damit wäre dem Bäcker schlecht gedient gewesen. Er hatte dem Müller einen Trumpf ausgespielt, und nun sollte auch alle Welt zusehen, wie er damit stach. An ihm lag's gewiß nicht, wenn Meinerz von dem Abkommen erst Kenntnis erhielt, als sich schon die Spatzen auf der Dorfstraße davon zu erzählen wußten. Die Hausgenossen und die alten Freunde wollten einer üblen Behandlung aus dem Wege gehen und schwiegen daher, die anderen aber sahen ihn kaum von Weitem, da er sich sehr einsam hielt. So meinte er, der Bäcker wolle sich auf dem Sandberg, der gerade vor seinem Fenster lag, ein Vorratshaus oder dergleichen bauen, als er das Material anfahren und den Sägebock zum Schneiden der Bretter aufstellen sah.

Da war nun aber Einer im Dorf, dem's keine Ruhe ließ, Unheil zu stiften, und der war Klaus Kipper, der Winkelschreiber. Er hatte zwei gute Gründe, sich der Sache anzunehmen: einmal hatte er einen alten Groll auf Freihold und dachte darauf ihm etwas einzutränken; das andere Mal meinte er seinen Vorteil am besten zu wahren, wenn er sich jetzt beim Müller einschmeichele, wo dieser einen geschickten Ratgeber brauchen könne und von seinen Freunden verlassen sei. Klaus war klug genug zu wissen, daß gegen das Gesetz schließlich nichts auszurichten sein würde. Aber er kannte auch des Müllers Eigensinn und seine trotzige Art, wenn er sich im Recht glaubte, und seine Schreibekunst lebte ja von den Diensten, die solchen beharrlichen Leuten in ihren Kämpfen mit den Behörden zu leisten waren.

Er schlich sich also eines Abends in die Mühle und sagte der Haushälterin, daß er den Herrn sprechen müsse. Marthe wollte ihn nicht einlassen, aber er wußte die Sache so wichtig zu machen, daß sie ihn am Ende doch nicht abzuweisen wagte. Diesmal kam er freilich bei dem Müller schlecht an, als er von dem Bau einer Windmühle auf dem Sandberge sprach; Meinerz war zu fest überzeugt, daß so etwas eine pure Unmöglichkeit sei. „Er ist ein Hausnarr!" wies er ihn verächtlich ab.

„Ich weiß, was ich weiß," antwortete Klaus, ohne sich abschrecken zu lassen, „und es ist auch gar kein Geheimnis. Fragen Sie, wen Sie wollen, im Dorfe und Jeder wird Ihnen sagen: da baut Freihold Wegener seine Windmühle. Nächstes Frühjahr soll sie in Betrieb kommen, das erlaubt das Gesetz."

„Das Gesetz — das Gesetz!" fuhr der Müller auf. „Ich hätte Ihn für klüger gehalten, Klaus, ein so jämmerlicher Patron er sonst ist. Weiß Er nicht, daß ich ein Privilegium habe, dem kein Gesetz etwas anhaben kann? Hier bin ich der Müller, und einen zweiten kann's nicht geben. Man hat Ihm etwas aufgebunden!"

Klaus blieb bei seiner Behauptung und setzte hinzu, daß er aus Freundschaft rate, bei Zeiten vorzubeugen. Das nahm der Alte erst recht übel. „Ich mag seine Freundschaft nicht," herrschte er ihn an, „und seinen Rat soll Er für sich behalten. Es ist, denk' ich, bekannt genug, wie Er mir Wohltaten vergolten und allezeit der Mühle das Schlechteste gewünscht hat."

„Es tut mir leid," entgegnete Klaus, „daß Sie mich nicht besser kennen wollen. Wenn ich für die Bauern geschrieben habe — ja! der Mensch muß leben. Und was hat's Ihnen viel angetan? Jetzt steht's anders. Das dumme Volk bildet sich ein, daß es mich nicht mehr braucht, wenn der Freihold erst seine Mühle auf des Bäckers Sandberg stehen hat. Da schlug ich mich auf die andere Seite und will's Ihnen zeigen, was eine geschickte Feder bedeutet."

„Für mich braucht Er sie nicht ins Tintenfaß zu tauchen," rief ihm Meinerz zu. „Das ist ein lächerliches Gerede von Anfang bis zu Ende. Und nun mache Er, daß Er fortkommt! Ich will mit Ihm nichts zu tun haben."

Der Alte griff nach seinem Stocke, und so hielt's Klaus Kipper für geraten, sich zu entfernen. Er hinkte also fort, sagte aber erst in der Türe: „Sie wissen, wo ich zu finden bin, Meister! Ich habe Zeit zu warten."

Der Müller mußte endlich doch glauben, was er mit Augen sah. Auf dem Sandberge wuchs der runde Ziegelkern aus dem Boden heraus und darüber wurden die Sparrenhölzer zum Umgang gelegt und die Balken aufgerichtet. „Unerhörte Frechheit!" rief er, „sie wagen es? — Aber dem Treiben soll bald ein Ende gemacht werden.

Er ging zum Rentmeister. Der zuckte die Achseln. Er fuhr nach der Stadt zum Richter; der bestätigte ihm, daß Freihold Wegener das Land durch gültigen Vertrag erworben habe und darauf bauen könne, was er wolle. „Aber doch keine Mühle!" fiel Meinerz ein. — „Auch eine Mühle." — „Was — gegen mein Privilegium?" — „Das alte Bannrecht ist aufgehoben." Der Müller lachte grimmig. „Das weiß ich besser. Mein Eigentum kann niemand mir nehmen, und dazu hat der König die Richter nicht eingesetzt, daß sie seine Gesetze so kurzsichtig auslegen. Aber es gibt noch andere Wege, Herr Landrichter."

Er fuhr zum Kreisjustizrat, erhielt aber keinen anderen Bescheid. Nun holte er die Kapsel mit dem Privileg aus dem Kasten vor, wickelte sie sorgsam in ein großes Tuch ein und wiederholte die Reise nach der Stadt, um einen Advokaten aufzusuchen. „Sie haben von den früheren Zwangspflichtigen Entschädigung zu beanspruchen," sagte ihm derselbe, „aber die Windmühle —"

„Das heißt, ich soll gezwungen werden, mein Recht zu verkaufen," fiel der Müller ein. „Ich will aber nicht verkaufen — mir ist's nicht ums Geld. Ich leide die Windmühle nicht, und hier steht's in meiner Verschreibung, daß ich sie nicht leiden darf. Gilt das nicht mehr, so gilt kein Brief und Siegel mehr im Lande."

Er legte einen Beutel mit Geld auf den Tisch. „Das ist, um Ihnen Mut zu machen. Schreiben Sie mir die Mühle fort, und Sie sollen mich auch künftig erkenntlich finden."

Der Advokat schrieb und schrieb und schrieb. Seine Gebührenrechnung wuchs stattlich an, aber der Mühlenbau ging ruhig fort. Die Regierung lehnte alle Beschwerden ab, die Gerichte verwarfen die Klagen, durch alle Instanzen erfolgte dieselbe Entscheidung: Der Müller Meinerz müsse sich fügen. Er wollte sich nicht fügen und lieber wieder von Anfang anfangen. Dazu wollte dann doch der Anwalt nicht die Hand bieten. Und nun schalt der Alte ihn einen feigen Wicht, und sprach von unwissenden, bestochenen Richtern und von ungerechten Urteilen und drohte, daß er die ganze Sippe ins Gefängnis bringen werde. Recht müsse doch Recht bleiben! Er meinte s e i n Recht.

Fortsetzung folgt

Unseren Toten ein stilles Gedenken

Zum Totensonntag und Allerseelen

Wie denken wir so oft an uns're Toten.
Sie ruh'n — uns fern — in gottgeweihter Erde
und bitten für uns, daß es lichter werde, —
Sie sind uns reifender Erkenntnis Boten.

Wie schmerzt es oft, daß es kein Plätzchen gibt
im stillen Hof, um ihrer zu gedenken.
Durch Blütensprach' sich gänzlich zu
verschenken
ist Art und Ziel des Menschen, welcher liebt.

Sie sanken hin, der Toten Nebelreih'n,
und nach den Wirren grauer Schicksalstage
erhebt sich nun die schmerzlich-bange Frage:
Wie mag es dort wohl bei den Gräbern sein?

Sie weilen - wenn auch fern die Ruhestätten -
dennoch bei uns in unsern treuen Herzen,
und ihrer zu gedenken, mildert Schmerzen. -
Und dankbar neigen wir uns in Gebeten.

Allvater Du, weih' uns zu ihrem Erbe. —
Was sie gesät, war nicht geringe Saat. —
Laß diese Pflicht uns reifen durch die Tat,
auf daß die Heimat nimmer in uns sterbe.

Eva Gronau

November

Dies ist die Zeit der stillen grauen Stunden,
Schwer rinnen sie wie dunkles Blut
Aus heimlichen und heilgen Wunden,
Die lange brannten in verborgner Glut.

Dies ist die Zeit, da Tag sinkt zu den Nächten
und seine Helle träumend fast vergißt
und ahnend schaudert vor den Mächten,
die all sein Wachsein nie ermißt.

Dies ist die Zeit, da stille Früchte reifen
von Blüten, die Du nie mehr siehst
und deren langsam seliges Begreifen
wie Schneelicht durch die Dämmrung fließt.

Marga v. Rautter

An Ostpreußens Handballer

von Dr. jur. A. Perrey, Flensburg

Du wirst es bestimmt gerne lesen, wenn ich einen kurzen Film über unseren verflossenen ostpreußischen Handballsport vor Deinem geistigen Auge abrollen lasse. Wenn ich in einem kurzen Rückblick aller derjenigen gedenke, die einst mit uns in unserer Heimat auf dem grünen Rasen, in der Halle und auf dem sehr oft mit Pfützen, Schlamm und Schnee bedeckten Plätzen um den Sieg kämpften. Das gemeinsame Schicksal nahm uns unsere Heimat. Wir verloren unsere Vereine und unsere Sportplätze. Dazu noch unseren sportlichen Ruf in unserem Lande, den wir uns im Laufe der Jahre in unserer Sportgemeinde durch gute Leistung und vorbildliche Führung erworben hatten. Unsere Heimat ist wohl fort, aber wir sind dieselben geblieben. Der Krieg hat uns etwas älter gemacht und manchen teilweise in seiner körperlichen Leistungsfähigkeit wesentlich beeinträchtigt. Aber die Alten in unserer Garde sind noch immer imstande, wenn auch nicht mehr aktiv, so doch theoretisch ihre Erfahrungen dem N a c h w u c h s zu vermitteln.

Vor 1933 waren es die Baltenmeisterschaften. Von Memel bis Stolp. Die Turner kämpften allein. Dieser Unsinn wurde gottseidank bald beseitigt. Dann ging es gemeinsam, Turner und Sportler, um die Provinz-, später um die Gaumeisterschaft. Danzig gehörte damals auch dazu, natürlich auch Marienburg und Elbing. Begeisterung für den Handball herrschte überall. Wer war dabei? Kanntest Du die alten Kameraden von Bischofsburg, Insterburg, Allenstein, Ortelsburg, Osterode, Marienburg, Heilsberg, Danzig und Königsberg? Ich lasse an unserem geistigen Auge sämtliche Mannschaften vorbeilaufen und beim Lesen dieser Zeilen selbst. I h r k e n n t s i e j a a l l e.

Der ostpreußische Handball stand, gemessen an den Leistungen der anderen Sportarten, in unserem Lande auf einer sehr hohen Stufe. Wir waren dem großen Bruder Fußball sehr auf die Fersen gerückt. Auch wurden wir gut geführt. Ihr erinnert Euch an Q u i t t s c h a u (Polizei), S c h i k o r s k i, P a u l S c h u l z und K u c k vom Rasensport Preußen, Blankennagel (Schichau). Vor allem aber war es der in den letzten Tagen bei den Kämpfen um Königsberg gefallene Kurt S c h u l z (VfL). Ich hatte die Ehre, jahrelang mit ihm in organisatorischen Fragen zusammenarbeiten zu dürfen. Er war als Mensch stets Vorbild und bestätigte seine hohe Pflichtauffassung mit dem Tode. Er folgte Tausenden von ostpreußischen Handballern und Handballanhängern. Seine gütige väterliche Art und sein großes organisatorisches Können lassen ihn in uns weiterleben.

Unser Frauenhandball verschaffte uns im Reich ein großes Ansehen. Asco, Prussia Samland und die anderen ostpreußischen Mannschaften zeigten auf diesem Gebiete beachtliche Leistungen. Ihr kennt sicherlich alle Frau F r i e d r i c h bei Asco und Frau S c h u l z bei Samland. Sie waren die treibenden Kräfte und haben sich mit ihren Kameradinnen, um diese schöne Sportart zu fördern, große Verdienste erworben.

Vor allem aber war es hier der gefallene Hans Georg P l a s c h k e, der große Organisator von Hallenturnieren und Pressemann. Wer kannte nicht die Königsberger Schulmannschaft



VfL-Königsberg — Ostpreußenmeister 1943 im Handball

Von links: Perrey, Dulz, Kühnbaum, Belusa, Schröder, Damerau, Storms, Dr. Gerlach, Baß, Schibath, Schröder

würdige nachträglich ihre Leistungen. Was herrschte doch hier für ein Sportgeist, welch vorbildliche Kameradschaft! Wie erlauschte Hoheiten wurden Gastmannschaften aufgenommen, und ein Bankett nach jedem Spiel zur Bekundung der gemeinsamen Interessen galt als Selbstverständlichkeit. Wir wurden so zu einer g r o ß e n F a m i l i e, so daß uns viel mehr als das rein Sportliche miteinander verband.

Die Spiele in der Halle begeisterten Massen von Zuschauern. Ihr kennt alle das Haus der Technik in Königsberg, das spätere Haus der Arbeit, und die mit Deutschlands größten Hallen vergleichbare Ostpreußenhalle. Die Urwüchsigkeit und die Kraft, vor allen Dingen der ostpreußischen Mannschaften von Allenstein und Ortelsburg, später Bischofsburg, wurden den stärksten Reichsmannschaften, wie der damaligen Polizei Berlin, sehr gefährlich. Namen wie R o s o c h a, C l e m e n s, L u k a s und später P f e f f e r (Allenstein), Z i l l a, J o n d a r l, M o r i t z, B o r m a n n (Bischofsburg), B u b i G o l z, L i p p k e, M a d e r, P f e i f e r, P f a n d und W i l h. S c h n e i d e r e i t im Tor der Marienburger P e t r i, B u c h h o l z, R i c k, K o t t e n s t e i n, J a n k o w s k i als meine langjährigen Mannschaftskameraden vom Königsberger MTV, H i n z, S c h w a r z, G e r h a r d D a m e r a u, U l l i B a ß, B e l u s a, B a n a s k i und mein Bruder S i e g f r i e d, in letzten Jahrzehnt wohl unser bester Spieler, beim langjährigen Gaumeister VfL, D z a a c k, K o b e l t bei Neufahrwasser und B a l k o w bei Insterburg und später bei Elbing waren uns Begiffe. Alle waren sie Spielerpersönlichkeiten, an die Ihr Euch gerne erinnert und bei deren Namensnennung ganz automatisch alte Erinnerungen in Euch wach werden. Es müßten noch viele genannt werden. Nennt sie Euch der Vorstädtischen Oberrealschule, die unter der bewährten Führung von Dr. S a b o r o w s k i ein Jahrzehnt deutschlandbekannt war. Die Vorstädter schlugen in ihren Klassen alles, was man ihnen als Gegner vorstellte. Auch auf dem Balkan legte diese Mannschaft beredtes Zeugnis von ihrem großen handballerischen Können ab. Jeder weiß auch daß ostpreußische Jungen- und Mächenmannschaften deutsche Meistertitel errangen. Dieses beweist, daß sich die Nachwuchsschulung bei uns in den besten Händen befand.

Alles in allem, wir können stolz darauf sein, dem ostpreußischem Handballsport angehört zu haben. Mit ihm verbindet sich ein uns so Großes und Eindrucksvolles, wie ich es gar nicht wiederzugeben imstande bin. Wenn wir auch jetzt überall verstreut sind und uns an unseren neuen Wohnorten in den uns zusagenden Vereinen aktiv oder als Leiter bzw. Betreuer von Handballmannschaften betätigen, so tun wir dieses mit ganzer Kraft als Ausgleich unserer täglichen Arbeit. Die schönsten Erinnerungen überkommen uns doch aber bei einem Rückblick in unsere Heimat.

Möge die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts allen ostpreußischen Handballfreunden eine Verbesserung ihrer Lebensbedingungen bringen, damit sie, befreit von dem Druck des Alltages, sich in besseren Verhältnissen gerne der Zeit erinnern, in der sie oft in das schöne Lied einstimmten.

Schön ist das Handballeben.
Kann es etwas Schöneres geben,
Schön ist das Handballeben
Rufen laut „Gut Sport" (Gut Heil)
Schuß Tor!



Diese Königsberger Mädchen wurden 1942 Deutscher Meister im Jugendhandball.
Aufn.: Hans-George Plaschke, Kbg.



Eine Gruppe ost- und westpreußischer Turner und Turnerinnen beim 4. Wiedersehenstreffen in Hausberge. Aufn.: Denk

Die Turnerfamilie Ost- und Westpreußen

umfaßt bisher rund 800 Turner und Turnerinnen aus allen vier Zonen und dem Saargebiet. Es sind darunter Mitglieder der alten Turnvereine aus Allenstein, Angerburg, Bartenstein, Cranz, Danzig (10 Vereine), Darkehmen, Dirschau Driesen, Elbing (2 Vereine), Goldap, Guben, Gumbinnen, Heydekrug, Insterburg, Johannisburg, Königsberg (9 Vereine), Labiau, Lichtenfeld (Ostpr.), Lötzen, Lyck, Marienburg, Marienwerder, Memel, Mühlhausen (Ostpr.), Nikolaiken, Pillau, Pr.-Eylau, Rastenburg, Riesenburg, Rößel, Sensburg, Tilsit, Wehlau, Zinten und Zoppot. Noch in diesem Jahre soll ein Neudruck des Anschriftenverzeichnisses erscheinen.

An alle bisher für das Verzeichnis erfaßten Turner und Turnerinnen ist am 31. 10. 50 der ausführliche Bericht über das vierte Wiedersehenstreffen vom 15. bis 18. 9. 50 in Hausberge a. d. Porta versandt worden. Alle ost- und westpreußischen Turner und Turnerinnen die diesen Bericht nicht erhalten haben, können ihn bei Wilhelm A l m in (23) Oldenburg (Oldbg.), Blohenfelder Straße 20, kostenlos anfordern und sich dabei gleichzeitig zur Ergänzung oder Berichtigung des Anschriftenverzeichnisses melden.

Vereinigung ostpreußischer Rasensportler. in Hamburg

Die Vereinigung ostpreußischer Rasensportler hat beschlossen, an dem ersten Sonnabend eines jeden Monats in dem Restaurant Behnicke — vom U-Bahnhof Ochsenzoll zwei Minuten Fußweg — ein gemütliches Beisammensein stattfinden zu lassen. Angehörige, Freunde und Bekannte können mitgebracht werden. — Die Ökonomie liegt in Händen eines Sportkameraden von Prussia-Samland.

Am Sonnabend, 2. Dezember, wird ein Eröffnungsfest stattfinden. Beginn 18 Uhr.
Als tägliches Stadtverkehrslokal ist das Restaurant Rehse „Gerichtsklause", Hamburg-Altona, Allee, ausersehen worden. Rehse ist Inhaber des „Spatenbräu" in Königsberg gewesen.

Werdet nicht der Menschen Knechte ...

Zu einer Rundfunksendung des NWDR über den Dichter Ernst Wiechert

Über dem toten Dichter geht die Welt im Getriebe der Tage ihren lärmenden Weg. Kaum hat man Zeit gefunden, den Heimgegangenen wenigstens in kleineren Veranstaltungen zu ehren, ihn zu würdigen und sich auf ihn zu besinnen. Zu still ist er für unser Zeitalter gewesen, zu lauter, zu wahr und zu fordernd. Peinlich fast auch die Stille seines Todes, von dem alle wußten und von dem doch wenig gesprochen wurde, weil er alle im tiefsten betraf und weil viele — wenigstens in der Stille nachdenklicher Augenblicke — wußten, daß er sie m e h r anging, als sie wahr haben mochten. Die geduldige Zeit wird ihr Recht auf den Heimgegangenen zurückfordern, sie wird einmal nachholen, was versäumt wurde, und es wird wahr werden, was der Dichter einmal sagte: „Mit ihren Nägeln werden sie mich auszugraben versuchen, wenn sie mich werden begriffen haben . . ."

Schön und der Sendung des Dichters würdig war es, daß neben den immer Verständigen und von ihm Bewegten in einer Rundfunksendung die alten Getreuen sich zu einer Aussage zusammenfanden, die behutsam, wahrhaftig und dankbar das der Öffentlichkeit zu übergeben versuchte, was einmal Wirklichkeit und Größe für sie gewesen war. Hans-Georg Z o l l e n k o p f und Werner R o c k e l haben dabei den Weg gewählt, der ihnen mit Recht als der geeignete erschien: mit der Selbstaussage zurückzutreten gegenüber dem, was damals längst ausgesagt war und was sie in der Form von einander begegnenden Stimmen noch einmal aufleben ließen: den gütigen, stillen, einfachen Menschen, der beschwörend und mahnend seine Abiturientenabschiedsrede an eine von ihm verwandelte Jugend richtet und dabei von Stimmen unterbrochen wird, die zweifelnd noch und zagend aus dem weiten Raum kommen und fragen, ob sie nun den rechten Weg gehen. Andere, die nachdenklich bei seinen leise den Raum füllenden Worten klagen, sie hätten nicht alles getan, um es ihm, dem Einsamen, leichter zu machen, und eine Stimme auch, die traurig gesteht, sie könne nicht als „verkündende" leben, wie er es gefordert habe, und die zur Antwort erhält, sie wisse ja nicht, ob sie es nicht einmal können werde, vielleicht ganz am Abend des Lebens erst, wenn alles Schwere und Bittere hinter ihr liege.

Nicht anders als in der später gehaltenen Rede an die Jugend wurde auch damals schon alles den jungen Menschen von ihm auf den Weg gegeben. Ein schwerer Abschied war es für sie, aber sie hatten nicht danach zu fragen, denn: „Nach euch verlangt die Menschheit, und die Menschheit ist mehr als der Mensch. Meine Freunde, es ist nicht nötig, daß es mehr Geld auf der Welt gibt, mehr D-Züge, mehr Parteien, Vereine, Weltanschauungen. Aber es ist nötig, daß es etwas weniger Tränen auf der Welt gibt, etwas weniger Unrecht, etwas weniger Gewalt, etwas weniger Qualen. Wer in diesem Jahrhundert auf die Erde tritt, hat nicht dafür zu sorgen, daß die Gemeinschaft der Satten und Zufriedenen sich vermehre, sondern daß die Gemeinschaft der Erniedrigten und Beleidigten sich vermindere . . ."

Auch die Stimmen der damaligen Kollegen werden laut, wohlmeinende, zweifelnde und auch böse Stimmen, die vor dem „törichten Zauberer" warnten, der ihnen die Jugend entführte. Aber die Stimme des Heimgegangenen geht lächelnd darüber hinweg, eine nun sehr stille und demütige Stimme, und sie sagt: „Töricht zu sagen, daß ich euch etwas gegeben habe, aber nicht töricht zu sagen, daß ich euch etwas genommen habe, versucht habe, auch etwas zu nehmen: die Angst vor den Menschen und vor dem Leben ... Werdet nicht der Menschen Knechte, sondern der Knechte Menschen, lebt nicht „wohl", sondern lebt tapfer, lebt als Verkündiger."

Behutsam und wesentlich auch der zweite Teil der Sendung, wo von Ernst Wiechert dem Dichter mit seinen eigenen Worten und von der Aufgabe des Dichters als eines „Berufenen" gesprochen wurde, als eines Menschen, der heute noch die Fische für die Speisung der Fünftausend fange, der als ein Säemann unangefochten seine Saat auf den sandigen wie auf den fruchtbaren Boden streut, immer wissend, wie langsam und vereinzelt seine Saat hier und dort reife, eines Menschen auch, der immer bereit ist, Tränen zu trocknen, Hungrigen das Brot zu brechen und dem Nächsten eine Hilfe zu sein. Ein Mensch endlich, der an jedem Abend wie in der Kindheit die Bibel zu lesen als eine Selbstverständlichkeit erachtet und der wie der Freiherr Amadeus in der „Missa sine nomine" auch nach Zeiten des Zweifels und der bitteren Anfechtung immer darauf wartet, daß „Gott wieder Platz findet in seinem Gesicht".

Wir haben für eine solche Sendung als Ostpreußen zu danken, sie sollte uns mehr als ein Ereignis, sie sollte uns eine Verpflichtung sein, denn „wir wissen nicht, was Gott noch vorhat mit diesem Sand von Sowirog . . ."

Gerhard Kamin.

Ermländische Nachrichten

Pfarrer Wardecki, Allenstein, gestorben

Im Oktober dieses Jahres verstarb in Allenstein der langjährige Pfarrer der Herz-Jesu-Kirche in Allenstein, Geistlicher Rat W a r d e c k i. Er war der erste Pfarrer der im Jahre 1903 gebauten Kirche. Über das Begräbnis des allseitig beliebten Pfarrers Wardecki heißt es in einer Zuschrift aus Allenstein: „Pfarrer Wardecki ist gestorben. Heute nachmittag war ich zur Beerdigung. So eine große Beteiligung hat Allenstein noch nicht gesehen. Die Kaiserstraße ist doch breit. Sie war ganz angefüllt. Der Fahrweg und die Bürgersteige waren voller Menschen. Der Verkehr stockte. Ich zählte 68 Geistliche und Kleriker. Der Sarg wurde die ganze Wegstrecke getragen. Die Träger wechselten sich ab. Auf dem Friedhof konnte ich an das Grab nicht heran, unmöglich. Die Jungens waren auf die Bäume geklettert."

*

Ermländische Bauernsiedlung in der Eifel. Mit Hilfe des Caritas-Verbandes in Neumünster konnten 60 ermländische kinderreiche Bauernfamilien in der Eifel angesiedelt werden.

*

Der päpstliche Geheimkämmerer Pfarrer Dr. F i t t k a u hat seine Rückreise nach Amerika angetreten, um dort weiterhin seine aufopferungsvolle Sammeltätigkeit für die deutschen Diasporagebiete aufzunehmen. Dr. Fittkau hat die Hoffnung ausgesprochen, daß es ihm bald möglich werden möchte, in Schleswig-Holstein ein Benediktinerkloster mit Hilfe der amerikanischen Benediktinerkloster zu gründen.

*

Pfarrer Paul K e w i t s c h, früher Allenstein, ist mit der caritativen Flüchtlingsbetreuung im Erzbistum Paderborn, das den größten Teil Westfalens, einige Gebiete in der amerikanischen Zone und Sachsen sowie Anhalt umfaßt, beauftragt. Im Rahmen des Diözesan-Caritas-Verbandes Paderborn gilt seine Sorge den $2^1/_2$ Millionen Flüchtlingen, die im Paderborn Bistum eine neue Heimat gefunden haben.

Suchanzeigen

Landsleute, bitte herhören!

Folgende Arbeitskameraden suchen wir seit Februar 1947. Es muß doch möglich sein, unter den nach hier gekommenen Heimkehrern, etwas Näheres über den Verbleib der Vermißten zu erfahren. Helfen auch Sie den unzähligen Kollegenfrauen, die noch in der Ungewißheit leben, die Fälle zu klären. Selbst der kleinste Fingerzeig kann zum Erfolg führen:

Vermess.-Ob.-Insp. Max Kördel: Im Januar 1945 zum Stab der Luftnachrichtenkaserne Ballieth einberufen. Letzte Nachricht im März 45. Wer war mit ihm bei der Verteidigung Kbgs. als Soldat zusammen? Wo sind seine Kameraden und Vorgesetzten abgeblieben?

St.-Insp. Gustav Lange: Am 2. April 1945 in seiner Wohnung gesehen worden. Nach Tötung seines Hundes ist er mit umgehängtem Gewehr allem Anschein nach zu seiner Volkssturmeinheit gegangen. Vermutlich ist er gefallen.

St.-O.-Inspektor Tiedtke: War im Graben an der Burgschule als Volkssturmmann eingesetzt. Bei Einnahme dieses Stadtteiles liefen Tiedtke und ein Lehrer Krause in die Burgschule, wo sie anscheinend in Gefangenschaft geraten sind. Im Lager Stablack will man T. noch gesehen haben. Die Möglichkeit besteht, daß er von dort aus ins Tapiauer Gefängnis eingeliefert worden ist. Auffällig ist, daß alle Arbeitskameraden in und um die Burgschule verschollen bleiben.

St.-O.-Insp. Rudolf Dembowski: Seit Febr. 1945 Leiter eines städt. Altersheims in der Burgschule. Von den 200 Insassen müßte jemand bis zum Westen gekommen sein und berichten können. Von D. fehlt jeder weitere Anhaltspunkt.

Schlosser Alfred Behrendt: Zuletzt KWS-Gaswerk. Wird dringend von seiner Schwester Gertrud Behrendt gesucht.

Stadt-Ob.-Bauinspektor Wilhelm Barkhorn: Vermutlich als Volkssturmmann in Gefangenschaft geraten. B. ist jetzt von seiner Ehefrau für „tot" erklärt worden. Wer war mit ihm zusammen? Wer sah ihn nach der Einnahme Kgbs. durch russ. Streitkräfte?

St.-O.-Insp. Hans Weiß: Nach den hier eingegangenen Berichten hat W. als Volkssturmmann bei Fort Charlottenburg im Kampf gelegen. Vom Gefangenenlager Stablack aus jedoch fehlt jede Spur.

Lebensmittelverteiler Lehrer Dedat: Zuletzt in der Stadtkellerkantine gesehen worden. Einsatz, zwecks Durchbruch, im Volksgarten, von wo aus die wenigsten Arbeitskameraden ins Stadthaus zurückkehrten. Wer war mit Dedat zusammen?

Techn. Lehrerin i. R. Frieda Kalbe: Vermißt seit Kbgs. Besetzung. Letzte Wohnung Kummerauer Str. 23. Soll späterhin in Rauschen gesehen worden sein?

Arbeiter Karl Hinz (städt. Fuhrgesellschaft Hufen): Zuletzt Rottenwachtmeister der Luftschutzpolizei Hansaring-Sackheim. Wohnung: Zeppelinstraße 100. Fehlt jede Spur!

Polier Fritz Hinz: Letzter Einsatz Rumänien, Feldpostnummer 21 405 B 53/5b. Vermißt seit 13. 8. 44.

St.-Amtmann Paul Gerth: Bei der Besetzung Kbgs. am 9. 4. 45 dort noch gesehen worden. War sehr leidend. Dringende Anfragen über den Vermißten von verschiedenen Angehörigen. Wer kann nähere Auskunft erteilen?

Helmut Dedat: Zuletzt Feldwebel im Nachrichtenzug, Gren.-Reg. 399, Inf.-Div. 170, Feldpostnummer 16 691.

*

Weitere Veröffentlichungen in der nächsten Nr. dieses Heimat-Blattes.

Den vielen Anfragenden zur Kenntnis:

Stadt-Ob.-Insp. Herbert Hahn † 1945 in Kbg (Pr.), ist an den Folgen einer Granatsplitterverwundung verstorben. St.-Insp. Alfred Henseleit † 1950 in Schleswig-Holstein, auf dem Bahnsteig von der Lok. erfaßt und tödlich verunglückt. St.-O.-Sekr. Hermann Kiauk starb 1947 mit seiner Mutter in Liebenfelde bei Labiau an Herzschwäche. Stadtbaumeister Wilhelm Unverhau verunglückte tödlich bei einem Straßenbahnunglück bei Rinteln a. d. Weser. St.-O.-Sekretärin Else Tromm ist im März 1947 an Unterernährung verstorben und auf dem Friedhof Tragh. Pulverstraße, beerdigt. St.-B.-O.-Insp. Herbert Hein ist in Gotha an den Folgen einer Lungenentzündung verstorben. Weitere Ermittlungen folgen.

Daß sich in der Mehrzahl gerade unsere Landsleute außerhalb der Stadtverwaltung an unserer Suchaktion beteiligen, mag folgender Brief beweisen:

Stadt-Ober-Inspektor Artur Bruno ist am 1. Juni 45 verstorben. Ich war mit St.-O.-Insp. Bruno seit dem 13. Mai 45 im Lager Pr.-Eylau, Block 5, Zimmer 13, zusammen. Bruno wählte den Freitod dadurch, daß er jede Nahrungsaufnahme verweigerte. Er starb im Zimmer, sein Nachbar war Stadtamtmann Schulz, der ihn bei Lebzeiten betreute.

Ich suche nun seine Ehefrau Ella Bruno geb. Horn, Kgb. (Pr.), Mozartstraße 12, wohnhaft gewesen. Ich besitze von Frau Bruno ein Foto, welches ich von dem Toten an mich nahm. Das Foto ihres Sohnes, der mir als Gast aus dem „Fürstenteich" bekannt war, wurde mir im Lager Georgenburg von einem deutschen Schwein fortgenommen und den Russen übergeben, da das Bild von Bruno jun. in Offiziersuniform der Wehrmacht aufgenommen war. Amtmann Schulz ist später verstorben, Datum kann ich jedoch nicht angeben.

Otto Lebrecht, Konditormeister
früher Gaststätte „Fürstenteich".

Wir konnten Frau Bruno, die in der Ungewißheit lebte, sofort Nachricht geben.

**Anschriftensammelstelle der Königsberger Magistratsbeamten, -Angestellten und -Arbeiter
(16) Biedenkopf, Hospitalstraße 1.**

Erich Kuschnerus und **Horst Pegas** gesucht von Käte Paeslack, Zirndorf b. Nürnberg, Albrecht-Dürer-Straße (fr. Haselberg, Kr. Schloßberg/Ostpr.) Wer kann mir Auskunft über das Schicksal meiner Angehörigen geben.

Arno Schmidt, Kbg., Lieper Weg 4a, Hilfs-Rev. beim Rechnungs-Prüfungsamt der Stadtverwaltung Kbg., ferner **Anna Schellerberg,** Kbg., Lavendelstr. 8a, Rentnerin. Nachr. erb. an Dr. Heinz Schellerberg, 21 b, Dortmund, Rosa-Luxemburgstr. 23.

Minuth, Emil, Eis.-Obersekr. i. R. in Cranz, Plantagenstr., **Toll, Familie,** Bauunternehmer, Cranz; **Wiegand, Frau,** Cranz, „Königin Luise", werden gesucht von Kurt Graefer, Augsburg, 13 b, Theodor-Wiedemann-Str. 29. — Familie Toll und Frau Wiegand könnten evtl. Auskunft über das Verbleiben meines Vaters erteilen.

Cranzer! Wer weiß etwas über den Verbleib meiner Schwiegereltern? **Karl Bartlau,** geb. 10. 6. 66 in Biedau, **Johanne Bartlau,** geb. Hartwich, geb. 28. 2. 74 in Laptau, letzt. Wohnort Cranz, Arno-Kalweitstraße 8 werden gesucht von Erwin Stacke, 1, Berlin-Reinickendorf-Ost, Walderseestraße 1.

Wer kann Auskunft geben über Frl. **Elfrieda Brack,** geb. 27. 4. 80, Tapiau? Auf der Flucht ist sie vermißt. Letzte Nachr. aus Danzig vom 2. 3. 45. Nachr. an R. Brack, Sebexen über Kreiensen.

Siegfried Krempien, geb. 20. 5. 26 in Kbg., wohnhaft Kbg., Jahnstr. 10, Soldat in einem Pion.-Batl., vermißt am 30. 8. 44 im Raum Venduel (Frankreich). Ges. v. seinen Eltern Wilhelm u. Maria Krempien, Braunschweig, Eulenstraße 12.

Elbinger! Vermißt wird **Artur Krisch,** Brückstr. 21, Rechtsbeistand, 79 Jahre alt. Wer traf ihn im Febr. 45 in Danzig-Langfuhr oder sah ihn auf ein Schiff gehen? Nachr. erb. an Dr. Alfred Krisch, Düsseldorf, Brehmstr. 54.

Frau Räther, Toni, geb. Fischer u. deren Schwester **Berta Fischer,** Kbg., Königsallee 158 am Flughafen. Ausk. erb. an Frau Olga Mielke, 20, Sarstedt, Kipphutweg 6, ptr.

Reichspostdirektion Gumbinnen! Wer kennt die Anschriftensammelstelle d. Reichspostdirektion Gumbinnen? Auskunft erbeten an Frau Johanne Torkler, Minden/Westf., Am Hauptbahnhof.

Rußlandheimkehrer! Wer kann Auskunft geben über meinen Mann **Willi Venohr,** geb. 18. 11. 07, Obergefr. Feldp.-Nr. 20 186. Letzte Nachr. 44 im Aug. aus Tiraspol am Schwarzen Meer. Nachr. erb. an Marta Venohr, geb. Wenz, Weiden b. Köln, Bahnstraße 159.

Liselotte Lange, geb. 10. 1. 34, aus Grünbaum, Kr. Pr. Eylau, sucht ihren Vater Gustav Lange, geb. 7. 7. 06 od. Verwandte. Nachr. erb. an Witt, Wiesen 1 b, Königsdorf, Obb.

Oberpräsidium — Preisbildungsstelle — Königsberg. Wer kennt die Anschrift d. Abwicklungsstelle obiger Dienststelle, bzw. der Regierung Königsberg? Gesucht werden Reg.-Dir. Köhler, Reg.-Rat Dr. Roth, beide Reg. Kbg., Oberreg.-Rat Knauer, Preisbildungsstelle Oberpräsidium Kbg. Angaben erbeten an Albert Heil, Horn/Lippe, Nordstr. 5.

Meine Schwester, **Helene Lange,** geb. Meyer, geb. 17. 5. 06, wohnh. in Rimlack, Kr. Pr.-Eylau, auf der Flucht im Febr. 45 bei Karthaus, Gegend Danzig, verschleppt. Soll im Sommer 45 im Lager 7777 gewesen sein. Nachr. erb. an Herbert Meyer, Bad Canstatt, Seilerstraße 5, II.

Wilhelmine Pompöse, Kbg., Unterhaberberg 12, Letzte Nachr. v. 27. 1. 45. Wer kann Auskunft geben über das Schicksal meiner Mutter? Nachr. erb. Oskar Heinz Pompöse, Landshut/Bay., Regensburgerstraße 34.

Wer kann mir Nachricht geben über meine Schwester Elsbeth Klee, Kbg., Königstr. 18 a? Letzte Nachr. vom März 45 mit der Mitteilung, daß sie sich mit der Schwester meiner Mutter, Frau Forstmeister Alice Schrage, Albrechtstraße 7 (Hufen) in Kürze auf die große Reise begeben würde. Nachr. erbeten an Arnold Klee, München 15, Thalkirchnerstraße 100.

Else Perrey, geb. 7. 3. 1909 in Seubersdorf, Kr. Osterode. Am 22. 1. 45 durch die Russen von Moerken über Hohenstein nach dem Lager Sjernaja Grieva verschleppt, wird gesucht von ihrem Ehemann Walter Perrey, Hambg.-Finkenwerder, Finksweg 412.

Gottlieb Dormeyer, geb. 24. 9. 73, Bauer, u. seine Ehefrau Helene, geb. 14. 12. 87 aus Saiden, Kr. Treuburg, wurden zuletzt in Heilsberg und Seeburg, Kr. Rössel, auf der Flucht gesehen. Wer kann Auskunft geben? Nachricht erb. Richard Dormeyer, (20) Kolenfeld Nr. 24, üb. Wunstorf/Hann.

Königsberger-Sackheim-Liep! F. Kariegus, fr. Heidemann-Straße 8, sucht seinen Sohn Gerhard, geb. 11. 2. 38, sowie alte Bekannte. F. Kariegus, (13 b) Landshut, Obere Auenstraße 10.

Gustav Salzmann, Schuhmachermeister, geb. 19. 8. 87, aus Kbg., Brandenburger Str. 76, wird gesucht von Gerhard Salzmann, (21) Greven-Pentrup/Westf., Jagdhaus.

Annemarie v. Below, geb. v. Zitzewitz aus Raudischken, Krs. Angerburg, Emilie Gempf geb. Creuz aus Wehlau und Elisabeth Reinhold geb. Tal aus Nordenburg werden gesucht von Frl. Elisabeth Brandtner, Stegaurach Nr. 9 bei Bamberg.

Wer kann Auskunft geben über **Fritz Gehlig,** Kbg., Haarbrückerstraße, **Otto Rudersdorf,** Kbg., Ottokarstr. — Inhaber der Fa. Gebr. Siebert, Kbg. — und über **Albert Bentin,** Kbg., Schnürlingstr. 29? Nachr. erbeten an Rudolf Hartwig, Dortmund, Barmerstr. 11.

Kurlandkämpfer! Wer kann Nachricht geben über Hans Wrobel, Fahnenj.-Feldw., Zivilberuf Reg.-Rat in Karlsbad, geb. 28. 6. 06? Letzte Nachr. Febr. 45. Nachr. erbeten Frau Lotti Wrobel, Gunzenhausen, Ansbacherstr. 32.

Traute Schiller, geb. Rautenberg-Fischer, geb. 18. 5. 19, wohnh. Cranz, Willi-Hölger-Str., letzte Nachr. aus Danzig-Langfuhr i. Februar 45, wird gesucht von Elsa Lässig geb. Benson, Bremen, Bakeweg 10.

Gerhard Schaschke, geb. 28. 3. 11 in Lichtenfeld/Ostpr., Fliegerhauptmann/LGPA Berlin 31 144, fr. Wohnsitz in Mohrungen, vermißt seit 4. 8. 41 beim Flug Kirkenes—Murmansk. Standort Stavanger, letzter Flugausgangspunkt Kirkenes, Geschwader Haifisch oder so ähnl. Nachr. erb. an Frau Elise Schaschke, Gifhorn, Ribbesbüttler Weg, Neubau. Wer war mit mein. Sohn zusammen?

Feldpost-Nr. 03 372 (Panzerjäger-Abt.). Wer kann Auskunft geben über meinen Sohn **Lothar Zerrath,** geb. 17. 11. 24 in Neuendorf, Kr. Niederung. Letzte Nachr. März 45 aus Gegend Heiligenbeil. Nachr. erb. an Helmut Zerrath (20a) Bispingen 1 über Soltau/Hann.

Wer kann Auskunft geben über Schwester **Marie Louise Grabowski** (Rotes Kreuz) im Ostseebad Cranz? Nachricht erbeten an **Otto Stange,** Berlin-Britz, Werderstraße 37.

Feldpost-Nr. 22 293 B. Wer weiß etwas über Christian Kalkbrenner? Schützenregiment 912. Mitteilung erbeten an Dr. Kalkbrenner, Berlin-Tempelhof, Kanzlerweg 14.

Suchanzeigen
Der M. T. V. Lyck sucht Feldw. Hans Kohn, Kbg., Seligenfelderstr. 25, in Stalingrad vermißt. Nachr. erb. an H. Gronen, (20a) Celle, Hugu Weg 2 I.

Justizrat Fieberg in Holzminden und Frau v. Klossmann-Fieberg in Wietze werd. um Angab. ihrer näheren Anschrift gebeten von Frau Martha Noske, Winterthur/Schweiz, Anton Graffstr. 45.

Elbinger! Wer kann Auskunft geben über meinen Bruder, Uffz. **Karl Franz Paetzold,** geb. 13. 1. 97. P. war Ausbilder beim Volkssturm in Fichthorst b. Elbing, wahrscheinlich keine Feldp.-Nr. Anschrift: Fichthorst b. Elbing, Grunauerstr. 2 bei Landwirt J. Neumann. Letzte Nachr. vom 15. 1. 45. Wer hat um Elbing gekämpft u. kennt meinen Bruder? Wer kennt den Landwirt **Johann Neumann** aus Fichthorst und seinen jetzigen Aufenthalt? Nachr. erb. Wilhelm Paetzold, 20 a, Drohe Kr. Uelzen.

Leutnant Hans Stieda aus Kbg., vermißt bei Stalingrad. 260 Inf.-Regt., 113 Div., Feldpostnr. 02 953. Nachr. erb. Frau Elzbeth Stieda, 13 b, Holz b. Gmund.

Gefreiter Helmut Plasse, geb. 28. 4. 18 Bromberg, Rechnungsführer der Einheit F.-Nr. 07 733, vermißt seit 42 bei Wjasma. Heimkehrer-Uffz. **Hofstatter,** dem die Flucht aus dem Lager gelang, schrieb im Mai 1943, daß Helmut gesund sei. Wer kennt den Heimkehrer Hofstatter? Auskunft über beide erbittet Ober-Reg.-Rat a. D. Plasse, Ostseebad Dahne/Holst., Hamburger Heim.

Wilhelm Fürbacher aus Kanten, Kr. Samland, zuletzt Marine-Schützen-Batl. 107, 3. Kp., Gotenhafen-Hexengrund. Letzte Nachr. v. 8. 3. 45. Wer weiß etwas über sein Schicksal. Nachr. erb. an Frau Fürbacher, (21a) Oetinghauser Heide b. Herford/Westf. Nr. 46.

Wachtm. Karl Rau, geb. 11. 5. 08, zuletzt s. Art.,Ers.-Abt. 47 in Heilsberg, Fronau-Kaserne. Am 25. 1. 45 neuer Einsatz Deutsch-Krone, wohnhaft Kbg., Schleiermacherstr. 29. Ges. von Frau Sophie Rau, Darmstadt, Kaupstraße 22.

Wer ist meinem Mann, St.-O.-Insp. **Rudolf Dembowski,** geb. 19. 8. 84. in der Burgschule nach der Besetzung Königsbergs begegnet? Nachr. erb. an Frau Anna Dembowski geb. Deutschmann, Marne i. Holst., Klaus Harmstr. 23.

Geschwister Murach, Königsbg., Moltkestr. wohnhaft — eine der Damen war im Reisebüro Meyhöfer tätig — werden gesucht v. Frau M. Scheidler, Süsel über Neustadt/Ostholst., Pens. Lüdecke.

Prov.-Konservator! Wer weiß, wo sich die Archivbestände des Ostpr. Provinzialkonservators befinden? Mitteilung erb. an: Bernh. Klein, Heidelberg, Luisenstr. 14.

Suchanzeigen kostenlos

Von allen Beziehern der Ostpreußen-Warte, die noch immer im Ungewissen über das Schicksal ihrer nächsten Angehörigen sind, nehmen wir Suchanzeigen kostenlos auf. Wir wollen in unserem bescheidenen Rahmen mit dazu beitragen, Aufklärung über den Verbleib unserer vermißten Landsleute zu schaffen.

Mit Rücksicht auf die Fülle der bei uns eingehenden Suchanzeigen bitten wir, den Text möglichst kurz zu halten. — Unsere Leser bitten wir ferner, etwaige Nachrichten oder Hinweise unverzüglich an die Suchenden mitzuteilen.

Elchland-Verlag, Anzeigen-Abteilung

„De Dokter is dammlich!"

Aus „Meine Lebenserinnerungen" von Walter Rievers

Meine Kinderfrau, deren Pflege ich als Säugling anvertraut wurde, war die alte „Schwartsche". — So nannte sie jeder. Sie wäre sehr erstaunt gewesen, hätte jemand „Frau Schwartz" zu ihr gesagt.

Als Gutsarme wohnte sie im Anbau des Herrenhauses, half überall aus und war als saubere und zuverlässige Frau bekannt. Darum vertraute ihr auch meine Mutter dieses verantwortungsvolle Amt an. Zwei meiner Brüder waren schon vor meiner Geburt im frühen Kindesalter gestorben und nun war man bei der Auswahl einer Pflegerin besonders vorsichtig.

Die gute Alte liebte mich geradezu abgöttisch, sie gab mir die schönsten Kosenamen, die sie nur erfinden konnte. Eines Tages belauschte meine Mutter aus dem Nebenzimmer folgenden köstlichen Monolog der Kinderfrau, als mich diese auf ihren Armen durch das Kinderzimmer trug:

„Ach du min sötes Bengelche, min Goldche, min Trautsterche! — Eck möt die kleenes Spirkucksche forts immer knutsche! — Du moakst mi ock keene Oarbeet nich, bist immer oartig un sauber — O jeh, so propper is min Jungche! — Bist ooch min kleenes Herrschaftskindche. — Di kann eck ooch nie nich een böses Wort segge — nee, nee, dat kann eck nich!"

Sie summte leise vor sich hin. — Plötzlich aber donnerte sie los: „Oi — oi — oi . . . Du verfluchtiges Dunnerwetterkreet — Du grieses Schwien — nu häst mi all wedder de frische Windel bescheete!"

Das tat der Liebe aber keinen Abbruch, sie war bald wieder versöhnt und sorgte dafür, daß ich immer die frischeste und fetteste Milch aus dem Kuhstall erhielt. Von den Erkenntnissen heutiger Säuglingsernährung war man damals in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts weit entfernt, man kannte noch keine Vitamine, Hormone und andere schöne Dinge. Das einzige Nahrungsmittel für die Kleinen war, wenn keine Amme zur Verfügung stand, immer nur die Kuhmilch. — Das Selbststillen galt nicht als „fein".

Mir bekam die Kuhmilch ausgezeichnet, ich gedieh wie auf Hefe, wurde dick und immer dicker, zum höchsten Entzücken der Alten — nicht aber zur Zufriedenheit unseres alten Hausarztes aus der nahen Kreisstadt, der sich von Zeit zu Zeit zur Visite einstellte. Er verordnete mir erhebliche Verringerung der Milchration und vor allem ihre starke Verdünnung mit Wasser.

Mit grausigem Entsetzen vernahm das meine gute Pflegerin.

„Nee, nee — de oarme Jung! — He möt ja forts verhungere bi dat Woatergeplurr! — He ward uns noch starve, gnä' Fru," sagte sie betrübt zu meiner Mutter.

„Aber, Schwartsche, Sie haben doch gehört, was der Herr Doktor gesagt hat, der weiß das doch besser als wir. Sie müssen die Anordnung genau befolgen. Ich kenne Ihre Gewissenhaftigkeit und weiß, daß ich mich auf Sie verlassen kann."

„Joa, joa — is all good," sagte die Schwartsche kopfschüttelnd. Doch ihr inneres Aufbegehren gegen diese nach ihrer Meinung brutale Anordnung konnte sie nicht verbergen.

Auch ich protestierte gegen diese Schmälerung meiner gewohnten Kost sehr energisch durch fürchterliches Gebrüll.

Die Alte rang die Hände, über ihre runzeligen Wangen rannen bittere Tränen.

„Wir kräge em nich dorch — nee, nee, wir kräge em wahr un wahrraftig nich dorch, gnä' Fru! — He möt starve bi die Woatersupp! — Wir foahre em ook bald op de Krickebarg to sine Bröderkes!"

So jammerte das besorgte Weiblein meiner Mutter tagelang die Ohren voll und schneuzte geräuschvoll in ihren Schürzenzipfel. —

Aber ich starb nicht, erfreute mich bester Gesundheit und stellte auch allmählich meine Proteste ein. Selbst das Klagelied der Alten verstummte.

„Nun hat er sich daran gewöhnt," sagte meine Mutter. — Die Alte nickte nur und schwieg.

Als der Arzt nach einigen Wochen wieder einmal zur Besichtigung erschien, war er mit mir sehr zufrieden. Er und meine Mutter lobten die Alte, daß sie so treulich die Anordnungen befolgt und dadurch zu meiner gesunden Entwicklung ihr gutes Teil beigetragen habe.

Später sagte ihr meine Mutter: „Sehen Sie, Schwartsche, der Herr Doktor hat doch recht gehabt mit der verdünnten Milch, der Junge sieht prächtig aus, und Sie dachten schon, er müßte sterben. Sie haben aber die ärztlichen Vorschriften getreulich befolgt, obgleich Sie dagegen waren. Ich habe es ja immer gewußt, auf unsere alte Schwartsche können wir uns verlassen."

Die Alte war über das gespendete Lob selig und kicherte vergnügt; doch sie strich an ihrer Schürze sehr verlegen herunter, nur hin und wieder wagte sie einen scheuen Blick zu meiner Mutter.

„Na, Schwartsche, was haben Sie denn? — Es stimmt doch alles was ich sagte."

„Joa, joa, gnä Fru!" — Die Alte räusperte sich und drehte ihre Schürze zum Knäuel zusammen. „Joa, das is woll allens woahr — oaber eck möt doch noch was segge."

„Nun, was denn, Schwartsche?"

„He wär oaber doch jestoarve bi de Woatersupp, wenn eck em nich beeter versorgt hätt."

„Was," rief meine Mutter, „Sie haben ihn besser versorgt? — Aber um alles in der Welt, was haben Sie getan, Schwartsche?"

Sie dachte an irgend einen abergläubischen Hokuspokus, an Besprechung bei Vollmond oder ähnliche Dinge, die damals von alten Weibern gern ausgeübt wurden und sah der Antwort belustigt entgegen. — Die Alte schwieg noch immer.

„So reden Sie doch, Schwartsche."

„Joa — — oaber wird die gnä Fru mi ook nich utschimpfe?" Fragend sah sie zu meiner Mutter.

„Nein, nein, Schwartsche — ich werde nicht schimpfen bestimmt nicht, das verspreche ich Ihnen."

Die Alte atmete erleichtert auf. „Na is good, denn wull eck man vertelle." Dabei lachte sie jetzt ganz verschmitzt und blinzelte meine Mutter an.

„Eck heb em nich Woater in de Melk jeplauckscht — — — nee, nee, dat heb eck nich — das wär sin Dod jewese, ganz wahrhaftig! — Eck heb em noch dichtich Schmand inne Flasch jegoate! — Un das hat em wedder op de Been jebracht. — De Dokter is dammlich!"

Meine Mutter war sprachlos. — Das hatte sie denn doch nicht erwartet; auf alles war sie vorbereitet, aber darauf nicht. Schon wollte sie heftig auffahren, da dachte sie an ihr Versprechen und schwieg einen Augenblick. — Sollte sie nun weinen? Sollte sie lachen. Ein Schaden war nicht entstanden. Also entschied sie sich zum Lachen, in das die Alte im Gefühl ihres Triumpfes herzlich einstimmte.

Immer im Leben entschied der Erfolg, und mit dem waren Arzt, Mutter, Kinderfrau und ich auch selbst zufrieden.

Als der Hausarzt von der eigenmächtigen Therapie der Alten hörte, hat auch er herzlich gelacht — — und auch über das ihm von der Schwartschen ausgestellte Zeugnis.

Herbst

Sonnendurchflutet
weht durch die Luft,
vom Winde getragen,
ein köstlicher Duft.
Überall Reife,
im farbigen Raum.
Leise fallen die Blätter
vom Baum.
Die letzten Astern
im Winde verwehen.
Bunte Drachen
am Himmel stehen.
Überall Abschied.
Viel Tränen und Leid!
Alles versinkt
im Strom der Zeit.

Curt Waldemar Fritschken

Ostpreußische Jugend bei Agnes Miegel

Um die Erinnerung an die alte Heimat zu pflegen und die neue Heimat kennen zu lernen, unternahm die Jugendgruppe der Landsmannschaft Ostpreußen in Hannover einen Autobusausflug in das Bückeburger Land. Erste Station war die Wohnung von Agnes Miegel in Bad Nenndorf. Heimatlieder des Chores riefen die Dichterin vor die Tür ihres Hauses, die sich herzlich und tiefbewegt auch für den großen Herbstblumenstrauß bedankte, den ihr der Vorsitzende, Landsmann Kehr, überreichte.

Sicher lag etwas Symbolisches darin, daß ein kleiner „Ostpreuße", der selbst die Heimat seiner Eltern nicht mehr kennt, der „Mutter Ostpreußen" völlig von sich aus sein Mündchen entgegenstreckte und von Agnes Miegel dann ihrerseits echt mütterlich geherzt wurde.

Der weitere Tagesablauf brachte Besichtigungen in Bad Eilsen und auf dem Bückeberg und einen frohen Abschluß im Lokal von Landsmann May, früher Schwarzort, am Benther Berg.

Ostdeutsche-Jugend in Stuttgart

Unter dem Leitwort „Wie es daheim war" hatte sich Ostpreußens Jugend in Stuttgart zu einem Bunten Abend versammelt, der unter der Leitung des früheren Mitgliedes des Königsberger Opernhauses, Arno Wicker, zu einem vollen Erfolg wurde. — Gedichte, Lieder, Vorführungen mannigfacher Art ließen die Heimat wiedererstehen. Besonders erfreute die Jugend mit Tänzen und Laienspielen. Viel Frohsinn verbreiteten die Vorträge der Damen Westheim, Frl. Bessel, Ruth Jonischuss und Frl. Brahmann. Gemeinsame Gesänge und anschließender Tanz vereinigte alte und junge Landsleute noch viele fröhliche Stunden. — Besonderen Dank gebührt auch dem Leiter der Landsmannschaft, Walter Perband (Königsberg), der in bewährter Weise und mit großem Eifer sich für das Gelingen des Abends einsetzte.

Ost- und Westpreußen in M.-Gladbach

Schon kurze Zeit nach ihrer Gründung hatte die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen in M-Gladbach ihre Mitglieder zu einem Kultur- und Werbeabend zusammengerufen.

Vorstandsmitglied Rundt hob in einem längeren Vortrag die kulturellen Aufgaben der Landsmannschaft hervor und betonte die Notwendigkeit eines engen Zusammenschlusses aller Landsleute. Vornehmste Aufgabe sei es, das Kulturgut unserer Heimat zu fördern und zu pflegen. Wir wollen uns unserer Vorfahren würdig zeigen und dafür sorgen, daß die Geschichte des Ostens an allen Schulen gelehrt, jeder Familie, ja jedem Deutschen, nahegebracht wird.

Für die musikalische Gestaltung des Abends sorgten die Landsleute Streinel und Engelhardt sowie die Jugendgruppe des Paul-Gerhardt-Heimes. Eine reich gedeckte Kaffeetafel und ein frohes Tänzchen ließen den gelungenen Abend ausklingen, dem noch weitere folgen werden.

F. B.

Wenn die Dämme brechen . . .

Wie der Ursprungsverlag mitteilt, wird das neue Buch von Dwinger „Wenn die Dämme brechen" erst etwa um den 25. d. M. zur Auslieferung gelangen. Der Versand an die Vorbesteller wird durch den Elchlandverlag nach Eintreffen der Bücher sofort erfolgen.

Aufzuchtpatenschaften für unsere Trakehner

Der Verband der Züchter des Warmblutpferdes Trakehner Abstammung hat im letzten Frühjahr eine Aktion eingeleitet, um die Aufzucht der anfallenden Fohlen Trakehner Abstammung sicherzustellen, und zwar durch Übernahme von Aufzuchtpatenschaften unter dem Motto: „Wer nimmt mich?" Diese Aufzuchtpatenschaften sollen wieder durchgeführt werden.

Die Besitzer der durch den Trakehner Verband erfaßten Stuten sind Heimatvertriebene, deren Hoffnung, bald wieder zu Grund und Boden zu kommen, sich bisher nicht erfüllt hat. Dadurch fehlt ihnen die Möglichkeit, die Fohlen ihrer Stuten sachgemäß aufziehen zu können. Die Fohlen stammen von Stuten, die auf dem großen Treck vom Osten nach dem Westen in einem strengen Winter die härteste Probe für Gesundheit und Zugwilligkeit abgelegt haben. Sämtliche Fohlen besitzen den roten Füllenschein und den Brand des Warmblutpferdes Trakehner Abstammung. (Doppelte oder einfache Elchschaufel.)

Es sind zwei Formen der Patenschaft vorgesehen: 1. Der Pate übernimmt zwei Fohlen Trakehner Abstammung in sachgemäße Pflege, Wartung und Aufzucht ohne geldliche Gegenleistung bis Ende des dritten Lebensjahres, und zwar von einem Heimatvertriebenen oder dem Trakehner Verband. Als Gegenleistung wird dem Paten das eine der beiden Fohlen übereignet. Erfolgt über die Auswahl des zu übernehmenden Fohlens keine Einigung in freier Vereinbarung, so wird das abzugebende Fohlen durch das Los ermittelt. Für die freiwillige Vereinbarung gilt als Grundsatz, das zur Zucht geeignete Tier soll dem Züchter verbleiben.

2. Der Pate übernimmt eine Verpflichtung zur Zahlung einer monatlichen Unterstützung für die Kosten der Aufzucht von Fohlen Trakehner Abstammung. Diese Spende ist steuerlich begünstigt gemäß § 10 Ziff. 1 des Einkommensteuergesetzes. Nähere Auskünfte erteilt der Trakehner Verband, Wiemerskamp, über Bad Oldesloe.

Eine ostpreußische goldene Hochzeit

Zahlreiche Ehrungen wurden dem in weiten Bevölkerungskreisen Ostpreußens bekannten Hauptlehrer i. R. Hermann Schlusnus und seiner Ehefrau Ida, geb. Krisch, jetzt in Bokel (Schleswig-Holstein), anläßlich des Festes der goldenen Hochzeit zuteil, die das Jubelpaar am 2. November in der neuen Heimatgemeinde Bokel und am 4. November mit seinen Kindern und Enkelkindern bei der Familie Steinweg in Itzehoe, Klosterhof, feierte. Die gastfreundlichen Quartierleute in Bokel, Landwirt Hugo Kipp und Frau Helene, hatten es sich nicht nehmen lassen, dem heimatvertriebenen alten Paar in ihrem Hause eine reich bestellte und geschmückte Festtafel herzurichten, an der unter vielen Gratulanten auch der Bürgermeister, die drei Lehrer und der Pfarrer des Dorfes teilnahmen.

Ostpreußische Heimatlieder, vorgetragen von den Schulkindern des Dorfes, und besinnliche Worte des Pastors bewiesen ein mancherorts seltenes Verständnis einer ganzen Gemeinde für das Schicksal dieses ostpreußischen Erziehers, der 45 Jahre seines Lebens der deutschen Sache an der Grenze im Osten mit treuer Hilfe seiner Frau gedient hat.

Die Feier in Itzehoe versammelte mit Kindern und Enkeln zum ersten Male seit der Vertreibung die gesamte zahlreiche Familie, deren Mitglieder aus allen Teilen der Bundesrepublik und der Schweiz herbeigereist waren, und bot ein — im Gedenken an die toten und vermißten Familienmitglieder — rührendes und im Wiedersehen freudig bewegtes Bild. Unter den zahlreichen Gratulationen befanden sich u. a. Glückwünsche des Bundespräsidenten und des Bundesflüchtlingsministers. Gelegentlich ihres Hierseins spielte die von ostpreußischen Heimatveranstaltungen und Kirchenkonzerten in Schleswig-Holstein bekannte Konzertflötistin Johanna Schlusnus (Zürich) in der Laurentius-Kirche in Itzehoe Bachkantaten. — Wir grüßen das goldene Hochzeitspaar in heimatlicher Verbundenheit und wünschen dieser ostpreußischen Familie auch fürderhin Blühen und Gedeihen.

Am unbekannten Grab

Ich trete an ein Grab und bete,
Kein Stein verkündet, wer hier ruht,
Kein Kranz, kein Schmuck, nur eine späte
Einsame Rose blüht in letzter Glut.

Als sie den Toten einst begraben,
Ob Eltern, Mutter, Vater, Kind
Am frischen Grab getrauert haben?
Ob diese heute noch am Leben sind?

Doch ungelöst bleibt meine Frage,
Auf die ich nur die Antwort fand,
Daß unser aller Erdentage
Ein zarter Halm sind in des Ew'gen Hand.

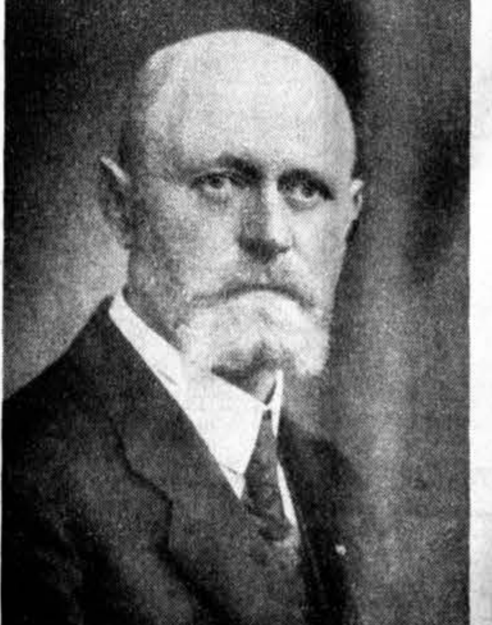
Und Grab und Rose zu mir sprechen:
Der Tod ist hart, doch ewig nicht;
Sieh zu, wenn Deine Augen brechen,
Daß Du bestehst vor Gottes Angesicht.

Otto Losch

Förderer der ostpreußischen Rinderzucht

Vor 50 Jahren übernahm Dr. h. c. Peters die Geschäftsführung der Ostpreußischen Holländer Herdbuchgesellschaft.

Als Sproß einer alten friesischen Marschbauernfamilie der schleswig-holsteinischen Westküste geboren, hatte Jakob Peters von Geburt die besten Voraussetzungen für seine spätere Laufbahn. Seine Jugend war erfüllt von intensiver landwirtschaftlicher Berufsausbildung in Praxis und Wissenschaft. Nach sechssemestrigem Studium erwarb er an der Landwirtschaftlichen Hochschule Bonn-Poppelsdorf das landwirtschaftliche Diplom- und Tierzuchtinspektorexamen. Siebenundzwanzigjährig



übernahm Jakob Peters am 1. Oktober 1900 die Geschäftsführung der Ostpreußischen Holländer Herdbuchgesellschaft.

Mit rastlosem Eifer hat sich Peters für die Hebung der Rinderzucht eingesetzt, wobei ihm neben seinen reichen praktischen und wissenschaftlichen Kenntnissen eine ausgesprochene Begabung für das, was man als Züchterinstinkt bezeichnet, von Erfolg zu Erfolg führte. Es gab kaum ein Gebiet der Rinderzucht, auf das Peters nicht befruchtend gewirkt hätte. Jungviehaufzucht, Konstitutionsstärkung, Milchviehfütterung und Futtergewinnung können, vor anderen, als Gebiete seines erfolgreichen Wirkens genannt werden. In züchterischer Hinsicht verdient besondere Anerkennung, daß es Peters gewesen ist, der als erster durch Beziehung der Leistung des Einzeltieres auf die Durchschnittsleistung der Herde (unter Berücksichtigung des Alters) die Einflüsse von Scholle und Fütterung auszuschalten versuchte. Diese Methode der Erbwertermittlung hat sich schnell durchgesetzt und ist heute allgemein anerkannt.

Besonderes Gewicht legte Peters auf organisatorische Maßnahmen. Neuzeitliche Gestaltung der Herdbuchführung, Milchleistungsprüfungen und Zuchtviehversteigerungen haben unter seiner Leitung eine gewaltige Ausdehnung erfahren.

Über Ostpreußen hinaus hat Peters seine Kenntnisse und reichen Erfahrungen, die er in seinem großen Arbeitsgebiet sammeln konnte, in Veröffentlichungen und Besprechungen der gesamten deutschen Rinderzucht nutzbar gemacht.

Der allgemein anerkannte hohe Wert seiner schöpferischen Arbeit fand Ausdruck in zahlreichen öffentlichen Ehrungen. So wurde er zum Ehrendoktor der Landwirtschaftlichen Hochschule Bonn-Poppelsdorf ernannt. Die Ostpreußische Herdbuchgesellschaft ernannte u. a. Peters zu ihrem ersten Ehrenmitglied und stiftete den Jakob-Peters-Preis.

Unter der Leitung von Peters hat sich bei der Herdbuchgesellschaft die Mitgliederzahl von 194 im Jahre 1900 auf 4731 im Jahre 1939 erhöht. Die Anzahl der eingetragenen Herdbuchtiere stieg von 1545 im Jahre 1903 106 886 im Jahre 1939.

Seinen Lebensabend beschloß Peters in seiner Heimat an der grauen Nordseeküste, wo ihm die Landwirte seiner Wahlheimat in Anerkennung seiner Verdienste um die ostpreußische Rinderzucht in Garding ein Haus gebaut hatten. Auf den Marschen seines väterlichen Hofes konnte er sich hier noch weiterhin um Vieh freuen und „Ossen kniepen". Die Vernichtung seiner Lebensarbeit mitzuerleben, blieb Peters erspart. Am 18. Dezember 1944 sagte er dieser Welt lebewohl. Weiter lebt sein Andenken, das ihm in Verehrung und Dankbarkeit die ostpreußischen Züchter bewahren. Darüber hinaus werden in der Geschichte der Landwirtschaft der Provinz Ostpreußen und der deutschen Rinderzucht unvergessen bleiben — die Ostpreußische Holländer Herdbuchgesellschaft und ihr Dr. Jakob Peters.